Bibliothek ausländischer Klassiker. 82.

Ludwig Holberg's

ausgewählte Komödien.

Aus dem Dänischen übertragen

von

Robert Prutz.

Erster Theil.

13 Bogen — 10 Sgr.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1868.

Bibliothek ausländ. Klassiker.

Die bisher erschienenen 82 Bände enthalten:

Burns.

Lieder und Balladen, von K. Bartsch. 2 Theile. 13½ Sgr., geb. 18 Sgr.

Byron.

Dichtungen, von W. Schäffer. 6 Sgr., geb. 10 Sgr.
Don Juan, von W. Schäffer. 1. bis 6. Gesang. 2 Theile. 13½ Sgr., geb. 18 Sgr.

Chaucer.

Canterbury-Geschichten, von W. Hertzberg. 3 Theile. 1 Thlr. 2 Sgr., geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Milton.

Das verlorene Paradies, von K. Eitner. 16½ Sgr., geb. 22 Sgr.

Scott.

Das Fräulein vom See, von H. Viehoff. 8 Sgr., geb. 12 Sgr.

Shakespeare.

Macbeth (5 Sgr.), **Romeo und Julie** (6 Sgr.), **König Lear** (8 Sgr.), **Cymbelin** (7½ Sgr.), **König Richard III.** (7½ Sgr.), von W. Jordan.
Hamlet (9 Sgr.), **Timon von Athen** (7 Sgr.), **König Johann** (6 Sgr.), von L. Seeger.
Wintermärchen (7 Sgr.), **Viel Lärmens um Nichts** (6 Sgr.), **Der Liebe Lohn verloren, Die beiden Edelleute** (14 Sgr.), **Gleiches mit Gleichem** (6 Sgr.), **Walpurgisnachtstraum** (5 Sgr.), **Pericles** (5 Sgr.), **Die Kunst einen Trotzkopf zu brechen** (5 Sgr.), **Die lustigen Weiber von Windsor** (6 Sgr.), von K. Simrock.
Sturm (5 Sgr.), **Die Komödie der Irrungen** (5 Sgr.), von Fr. Dingelstedt.
König Richard II. (6 Sgr.), **König Heinrich VIII.** (6 Sgr.), **Titus Andronicus** (5 Sgr.), von H. Viehoff.
Sonette, von F. A. Gelbcke (8 Sgr., geb. 12 Sgr.).

Shelley.

Ausgewählte Dichtungen, von A. Strodtmann. 2 Theile. 17 Sgr., geb. 22 Sgr.

Sterne.

Empfindsame Reise, deutsch von K. Eitner. 9 Sgr., geb. 14 Sgr.

Tennyson.

Gedichte, deutsch von A. Strodtmann. 9 Sgr., geb. 14 Sgr.

Beaumarchais.

Figaro's Hochzeit, von Fr. Dingelstedt. 6 Sgr., geb. 10 Sgr.

Bernardin de St. Pierre.

Paul und Virginie, von K. Eitner. 8 Sgr., geb. 12 Sgr.

Chateaubriand.

Erzählungen, von M. von Andechs. 9 Sgr., geb. 14 Sgr.

Le Sage.

Der hinkende Teufel, v L. Schücking. 2 Theile. 14 Sgr., geb. 20 Sgr.

Bibliothek ausländischer Klassiker

in

deutscher Uebertragung.

Holberg's ausgewählte Komödien.

Erster Theil.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1868.

Ludwig Holberg's ausgewählte Komödien.

Aus dem Dänischen übertragen

von

Robert Prutz.

Erster Theil.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1868.

Einleitung.

Noch heute, mehr als hundert Jahre nach seinem Tode, der beliebteste und volksthümlichste Dichter Dänemarks, nimmt Holberg zugleich einen der hervorragendsten Plätze ein unter den komischen Dichtern aller Zeiten und aller Nationen. An Originalität der Erfindung wird er allerdings von Anderen übertroffen; nicht nur der Plan seiner Komödien — und diese sind es hier hauptsächlich, die uns interessiren — ist in den meisten Fällen fremden Mustern nachgebildet, sondern auch einzelne Scenen und Situationen, Einfälle und Wendungen entlehnte er, gleichviel wo er sie fand, mit der Unbefangenheit, die von jeher ein Privilegium des komischen Dichters gebildet hat. Die vornehmsten Quellen, welche Holberg in dieser Weise benutzte, waren, der Bildung der Zeit entsprechend, die Alten, besonders Plautus und Terenz; von Aristophanes besaß er, seinem eigenen Eingeständniß zufolge, nur eine sehr unvollständige Kenntniß, die indessen auch nicht ganz unfruchtbar geblieben ist. Nächst den Alten dienten ihm hauptsächlich die Franzosen als Muster und unter ihnen wieder in erster Reihe Molière, der eben damals auf dem Gipfel seines Ruhms und seines Einflusses stand; auch verschiedene andere französische Lustspieldichter zweiten Ranges, wie Marivaux, Destouches, Boursault 2c., wurden gelegentlich benutzt. Eine Hauptquelle, über die er schaltete, als wäre sie sein Eigenthum, war ferner jene Sammlung von Lustspielen und Lustspielentwürfen, die gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts unter dem Titel „Le Théâtre Italien de Gherardi ou le recueil général de toutes les Comédies et Scènes Françoises, précis par les Comédiens Italiens du Roy, pendant tout le temps quils ont été au service“ in 6 Bänden zu Paris erschien. Dieselbe enthält das vollständige Repertoire jener italienischen Komödianten, welche, nachdem

sie zuerst unter Heinrich III. (1577, li gelosi) die italienische Volkskomödie, die sogenannte commedia dell' arte, nach Frankreich verpflanzt, im Laufe der Zeit die französische Sprache angenommen hatten und mit französischen Schauspielern in Verbindung getreten waren. Das von ihnen solchergestalt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gegründete Théâtre Italien bildete lange Zeit den Mittelpunkt des pariser Theaterlebens; auch haben die meisten französischen Lustspieldichter der Zeit, Molière an der Spitze, daraus geschöpft, und auch für die spanischen und deutschen Komödianten und Komödiendichter war es eine beliebte, stets zugängliche und stets ergiebige Quelle.

In dieser Art ist das Théâtre Italien denn auch von Holberg benutzt worden, und zwar in einer Ausdehnung, über die man nur dann gerecht zu urtheilen vermag, wenn man sich in die Anschauungsweise einer Zeit versetzt, welche den Begriff eines geistigen Eigenthumsrechtes noch nicht kannte. Von englischen Dramatikern dagegen scheint er nur Beaumont und Fletcher gekannt zu haben, namentlich dürfte Shakespeare ihm jederzeit fremd geblieben sein.

Aber wenn Holberg somit auch, was den Punkt der Erfindung anbetrifft, nicht unter die eigentlichen Originalgenies gezählt werden darf, so ersetzt er diesen Mangel doch mehr als hinlänglich durch den glücklichen Tact, mit welchem er die ursprünglich fremden Elemente sich und seiner Nation anzueignen, sowie durch die Gewandtheit, mit der er sie zu verknüpfen und zu verarbeiten wußte. Trotz der fremden Muster, die er benutzte, ist Holberg dennoch einer der nationalsten und volksthümlichsten Dichter, von denen die Literaturgeschichte zu berichten weiß. Ein scharfsichtiger und unbefangener Beobachter, ungeachtet seines gelehrten Berufes mit den Sitten und Gebräuchen des Volks, in den niederen sowohl wie in den höheren Ständen, aufs innigste vertraut, zugleich durch wiederholte weite Reisen und mehrjährigen Aufenthalt in der Fremde mit dem größten Theile des damaligen Europa bekannt, war er von einem ebenso aufrichtigen wie vorurtheilsfreien Patriotismus beseelt; er liebte sein Volk und sein Vaterland über alles, aber er hatte auch gelernt zu vergleichen und so blieben ihm auch die Schwächen und Thorheiten seiner Landsleute nicht verborgen. Diesen mit jenem Muthe und jener Unbekümmertheit um den augenblicklichen Erfolg, die jederzeit den wahren Dichter kennzeichnen, den Spiegel

vorgehalten und dadurch wesentlich beigetragen zu haben zur geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Erziehung seiner Nation, ist das größte und unvergänglichste Verdienst des Dichters, besonders da er bei alledem den Rechten der Poesie, soweit sie jener Zeit überhaupt zum Bewußtsein gelangt waren, nirgend zu nahe tritt, sondern überall, bei aller Lehrhaftigkeit und aller moralischen Zweckmäßigkeit, doch auch die Freiheit des Humors und die Selbständigkeit des Dichters aufrecht zu erhalten weiß. Unvergleichlich ist die Kraft und Frische seiner Charakteristik; diese Figuren leben alle, es sind wirkliche Menschen, denen wir uns auf den ersten Blick verwandt fühlen. Als ein ächter Dichter bewährte er sich ferner darin, daß er auch die Thorheit noch liebenswürdig und auch das Laster noch menschlich zu zeichnen versteht; es sind eben keine moralischen Rechenexempel, es sind Wesen von unserm Fleisch und Blut, volle wahre Menschen, gemischt aus Licht und Schatten, aus Weisheit und Thorheit, die er uns vorführt. Die Technik des Theaters behandelt er mit vollendeter Sicherheit; immer nur die Wirkung des Ganzen im Auge, geht er über untergeordnete Einzelheiten mit genialer Leichtigkeit hinweg. Sein Dialog ist frisch und beweglich, seine Sprache einfach und ungeziert, dabei von höchster Correctheit, so daß die Holbergschen Lustspiele bei den Landsleuten des Dichters auch in dieser Hinsicht noch heute als klassisch gelten. Bewundernswerth endlich ist seine Fruchtbarkeit, und zwar steigt unsere Bewunderung um so höher, wenn wir uns erinnern, daß dieser Dichter, der gleichsam spielend, im Lauf weniger Jahre, Dutzende von Komödien hinwirft, zugleich einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und als solcher der Verfasser zahl- und umfangreicher wissenschaftlicher Werke war, die auf ihrem Gebiete ebenfalls epochemachend wirkten.

Ludwig Holberg, geboren zu Bergen in Norwegen 1684 (so die gewöhnliche Annahme, er selbst bezeichnet das Jahr 1685 als sein Geburtsjahr), war der Sohn eines armen und mittellosen dänischen Soldaten, der sich lediglich durch eigene Tapferkeit und Tüchtigkeit zum Obersten emporgearbeitet hatte. Dagegen stammte seine Mutter Kare Lemm aus einem angesehenen Geschlecht; sie war die Enkelin des ehemaligen Bischofs von Bergen, Munthe, und besaß auch übrigens eine ausgebreitete und stattliche Verwandtschaft. Der Vater starb, da der Sohn, der jüngste von sieben Geschwistern, noch an der Mutter Brust lag. Kurze Zeit darauf vernichtete eine

Feuersbrunst das Vermögen der Familie bis auf wenige dürftige Ueberreste, welche zum Unterhalt der zahlreichen Kinder nicht mehr ausreichen wollten. So sah Holberg denn, als ihm wenige Jahre später auch die Mutter durch den Tod entrissen ward, sich auf die nicht allzu willige Unterstützung seiner mütterlichen Verwandten angewiesen. Nach der damals in Norwegen für Offizierssöhne üblichen Sitte war Holberg schon in der Wiege in die Armee eingeschrieben worden, wofür er von früh auf eine geringe Löhnung empfing. Nachdem nun die Mutter gestorben und er selbst sein zehntes Jahr erreicht hatte, wurde er in das damalige upländische Regiment, das ihn so lange in seinen Stammlisten geführt hatte, aufgenommen, und zwar sollte er, die vorschriftmäßige militärische Bildung vorausgesetzt, sogleich als Korporal eintreten, eine Auszeichnung, die er vermuthlich dem Andenken seines Vaters zu verdanken hatte. Um sich also diese Bildung zu erwerben, wurde er von seinem Vormund, Peter Lemm, einem Bruder seiner verstorbenen Mutter, nach Upland geschickt, wo ein anderer mütterlicher Verwandter, Otto Munthe, sich seiner annahm. Die Neigung des Knaben für den Soldatenstand, dem er nun einmal zugeschrieben war, scheint niemals groß gewesen zu sein, desto lebhafter war sein Interesse für die Wissenschaften, und Otto Munthe bestärkte dasselbe, indem er dem Knaben erlaubte, an dem Unterrichte Theil zu nehmen, den seine eigenen Kinder durch einen allerdings ziemlich rohen und unwissenden Hofmeister empfingen. Als jedoch nach einiger Zeit der für den angehenden Korporal bestimmte Sold ausblieb, verspürte der Vetter keine Lust, den Knaben länger bei sich zu behalten, und so wurde er zu seinem Vormund nach Bergen zurückgeschickt, womit zugleich das Band, das ihn bis dahin an den Militärstand geknüpft hatte, für alle Zeit gelöst war.

In Bergen besuchte Holberg nun die öffentliche Schule, um sich für die Universitätsstudien vorzubereiten; schon damals erregte er, wie später erzählt ward, durch satirische Einfälle, besonders durch scherzhafte Gedichte die Aufmerksamkeit seiner Umgebung, und sein Vormund, Peter Lemm, selbst ein witziger Kopf, soll ihn dabei unterstützt und angefeuert haben.

Eine große Feuersbrunst, die 1702 die Stadt Bergen verwüstete und ihre Kirchen und Schulen in Asche legte, beschleunigte Holbergs Abgang zur Universität; er ging, achtzehn Jahre alt, nach

Kopenhagen, um sich daselbst der Theologie zu widmen, mehr freilich, weil sein Vormund es so verlangte, als aus eigener Neigung. Dennoch lag er dem vorgeschriebenen Studium mit solchem Eifer und so glücklichem Erfolge ob, daß er schon nach Jahresfrist die gesetzliche erste Prüfung bestehen konnte, worauf er, da seine Armuth ihm einen längeren Aufenthalt in Kopenhagen nicht gestattete, nach Bergen zurückkehrte, wo er sich nun neben der Theologie hauptsächlich mit dem Studium der neueren Sprachen beschäftigte.

Dieselbe Unzulänglichkeit seiner Mittel nöthigte ihn bald darauf, eine Hauslehrerstelle bei einem Propst in der Nähe von Bergen zu übernehmen, wobei er sich zugleich verpflichten mußte, seinen Principal in Verhinderungsfällen auch auf der Kanzel zu vertreten. Doch hielt er nur ein Jahr in dieser Stellung aus, worauf er, nach einem kurzen Zwischenaufenthalt in Bergen, zum zweiten Mal nach Kopenhagen ging, um sich zu dem sogenannten hohen oder großen Examen vorzubereiten. Nachdem er dasselbe glücklich überstanden, kehrte er, dem Zwang der Armuth folgend, abermals nach Bergen zurück, um aufs neue eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Das Haus, in das Holberg eintrat, war dasjenige des damaligen Vicebischofs von Bergen, Magister Nicolaus Schmidt. Die Stellung war nicht minder freudlos als die frühere, der Vicebischof selbst ein harter, strenger Mann; doch hatte er in seiner Jugend große Reisen gemacht, und die Tagebücher, die sich davon erhalten und die jetzt Holbergs Erholung in seinen wenigen Mußestunden bildeten, entzündeten in ihm eine Reiselust und einen Drang nach fremden Ländern, den er endlich nicht länger zu bezähmen vermochte. Vergebens machte sein Principal ihm Gegenvorstellungen, vergebens warnten und drohten die Verwandten. Mit 60 sauer erworbenen Thalern in der Tasche machte er sich auf die Reise. Sein nächstes Ziel war Holland, damals ein Hauptsitz klassischer Bildung und Gelehrtheit; war sein kleines Kapital erschöpft, so hoffte er sich seinen Unterhalt durch Unterricht in der französischen und italienischen Sprache, die er zu diesem Ende mit Eifer studirt hatte, zu erwerben.

Allein diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Schon nach den ersten vierzehn Tagen, die er in Amsterdam verbracht, waren seine Mittel erschöpft, und alle Bemühungen, seine gelehrten Kenntnisse zu verwerthen, blieben fruchtlos, so daß er in die peinlichste Lage gerieth. Dennoch, mit dem glücklichen Leichtsinn der Jugend, da er eben

damals an einem hartnäckigen Fieber litt, machte er einen Abstecher nach Aachen, dessen Heilquellen man ihm gerühmt hatte, und als er in Aachen den Wirth nicht bezahlen konnte, fand er auch nichts Anstößiges darin, nach Studentenmanier heimlich auszurücken. Das Abenteuer lief jedoch schlecht ab, er wurde eingeholt und, vermuthlich nicht auf die sanfteste Weise, zur Bezahlung seiner Schulden genöthigt.

Zu Fuß, in äußerster Dürftigkeit, kehrte er nach Holland und von hier, da sich durchaus kein Erwerb für ihn finden wollte, nach Norwegen zurück. Da Scham und Verdruß über sein gescheitertes Unternehmen ihn abhielten, seinen Wohnsitz wieder in Bergen zu nehmen, so ließ er sich in dem Städtchen Christiansand (an der Südspitze von Norwegen) nieder, und zwar als Sprachlehrer, besonders im Französischen, wodurch es ihm allmählich, wenn auch nicht ohne harte Kämpfe, wirklich gelang, sich eine allerdings sehr bescheidene Existenz zu sichern.

Bald jedoch trieb sein wanderlustiger Sinn ihn aufs neue in die Ferne. In Begleitung eines ihm befreundeten Studenten, Christian Brixen mit Namen, schiffte er sich nach London ein, von wo die Reisenden sich nach kurzem Aufenthalt nach Oxford, als dem eigentlichen Ziel ihrer Reise, begaben. Hier verweilte er volle zwei Jahre, beschäftigt mit Studien der mannichfachsten Art, zu denen die berühmte Oxforder Bibliothek ihm die reichste Gelegenheit darbot; auch hatte er, um sie desto bequemer benutzen zu können, sich förmlich als Student einschreiben lassen. Seinen Unterhalt erwarb er sich theils durch Sprach-, theils durch Musikunterricht; er blies die Flöte und hatte es auf diesem Instrument allmählich zu solcher Fertigkeit gebracht, daß er, wie er selbst versichert, für den ersten Flötenbläser von Oxford galt, ein Talent, das ihm auch in geselliger Hinsicht mancherlei Vortheile darbot. Dazwischen freilich litt er zu Zeiten wieder den größten Mangel und die peinlichsten Entbehrungen, ohne dadurch jedoch an seinem frischen Muth oder seiner heitern Laune einzubüßen.

Nach Ablauf von zwei Jahren nach Kopenhagen zurückgekehrt, habilitirte er sich als Docent bei der dortigen Universität. An Zuhörern hatte er keinen Mangel, nur liebten sie das Bezahlen nicht, und so war es ein großer Glücksfall für ihn, als ein angesehener und einflußreicher Mann, der Staatsrath Paul Winding, ihn einlud,

als Begleiter seines jüngsten Sohnes, Andreas Winding, nach Deutschland zu reisen.

So trat Holberg denn seine dritte Reise ins Ausland an, und zwar diesmal mit reichlichen Mitteln, unter den bequemsten und annehmlichsten Verhältnissen. Leider sollte die Herrlichkeit nicht lange währen; in Dresden angelangt, beschloß der junge Winding, daselbst bei einem schwedischen Edelmanne zu bleiben, und Holberg wurde mit höflichen Redensarten verabschiedet. Doch beeilte er die Heimkehr darum keineswegs, vielmehr beschloß er, noch einige Zeit im Auslande zu verweilen. Von Dresden begab er sich nach Leipzig, wo er die bedeutendsten der damaligen dortigen Gelehrten, einen Johann Burkhard Mencke, den Herausgeber der von seinem Vater Otto Mencke begründeten „Acta Eruditorum“, und Andere kennen lernte; auch Thomasius in Halle machte er seine Aufwartung, ohne ihm jedoch näher zu treten. Von Leipzig kehrte er dann bei Winterszeit, auf der ordinären Post, über den gefrorenen Belt nach Kopenhagen zurück, eine Reise, die sehr beschwerlich und sogar nicht ohne Gefahr war, die gute Laune des Reisenden jedoch ebenfalls nicht zu erschüttern vermochte.

In Kopenhagen übernahm er zunächst eine Hofmeisterstelle in dem reichen und glänzenden Hause des königlichen Geheimeraths und Admirals Friedrich Gedde, legte dieselbe jedoch bald wieder nieder, da er das Glück hatte, eine Stelle in dem Borchschen medicinischen Collegium zu erhalten, einer Stipendienanstalt, die ihm den nothdürftigsten Unterhalt gewährte, indem sie ihn zugleich zur Erweiterung seiner gelehrten Kenntnisse sowol veranlaßte als verpflichtete. Hier blieb er volle fünf Jahre, während deren er auch seine ersten (historischen) Schriften veröffentlichte; auch wurde er endlich zum öffentlichen Lehrer an der Universität, aber freilich ohne Gehalt, befördert.

Bei alledem war jedoch seine Reiselust noch immer nicht erloschen; 1714, im Alter von 30 Jahren, machte er sich zum vierten Mal auf den Weg, indem er zu Schiff nach Amsterdam, von dort aber über Rotterdam, Antwerpen und Brüssel nach Paris ging, und zwar machte er die Reise von Brüssel aus zu Fuße, eine damals für Leute gebildeten Standes noch sehr ungewöhnliche Art der Beförderung, gegen die namentlich unter den Dänen ein großes Vorurtheil herrschte. In Paris verweilte er anderthalb Jahre, theils mit Durchforschung der Bibliotheken beschäftigt, theils im Umgang mit

Leuten der verschiedensten Stände und Berufsklassen. Als er nach Verlauf von anderthalb Jahren einst zufällig von einem französischen Studenten hörte, eine Reise von Paris nach Rom koste nicht mehr als 20 Thaler, beschloß er sofort die Reise zu machen; Anfang August 1716 verließ er Paris, fuhr zu Schiffe von Marseille nach Genua und von dort auf dieselbe Weise nach Civitavecchia, von wo aus er zu Fuß in Rom einzog.

Holbergs Aufenthalt in Rom währte volle sechs Monate. Wiewol die meiste Zeit kränklich, besichtigte er doch alle Merkwürdigkeiten der ewigen Stadt und auch dem römischen Volksleben wandte er ein frisches und ausdauerndes Interesse zu; namentlich eine italienische Komödiantenbande, mit der er längere Zeit Wand an Wand wohnte, gab ihm Gelegenheit zu den ergötzlichsten Studien. Erst im Februar des nächstfolgenden Jahres verließ er Rom, wanderte über Florenz, Turin und Lyon nach Paris und kehrte im Sommer 1718 nach Kopenhagen zurück, wo er einige Zeit darauf endlich in den Hafen einer sichern Brodstelle einlief, indem er zum ordentlichen Professor befördert wurde.

Das Jahr darauf (1719) trat er mit seinem „Peder Paars" auf, einem komischen Gedichte, das ihn mit einem Schlage nicht nur zum ersten Dichter Dänemarks (es gab Niemand, der mit ihm hätte concurriren können), sondern auch zum erklärten Liebling des Volkes machte.

Vom Bewußtsein dieser Popularität getragen und gehoben, widmete er sich einige Jahre später der Bühne. Ein dänisches Theater hatte es bis dahin nicht gegeben; nur für den Hof war ein französisches Theater vorhanden, während das große Publikum sich an den Spectakelstücken herumziehender deutscher Banden den Geschmack verdarb. Erst 1722 wurde das erste dänische Theater (in der Grönnerstraße) eröffnet; da es an Originalstücken fehlte, mußte man sich mit Uebersetzungen, namentlich mit Bearbeitungen nach Molière behelfen, bis endlich Holberg den kühnen Wurf wagte und mit einer Fruchtbarkeit, die ebenso beispiellos ist wie der Erfolg, gleichsam über Nacht ein ganzes komisches Repertoire erschuf. Im Oktober obengenannten Jahres ging „Der politische Kannegießer", das erste Originalstück in dänischer Sprache, über die Bühne, unmittelbar darauf, noch in demselben Jahre, folgte „Die Vaegelsindede" (Die Wankelmüthige), „Jean de France" und „Jeppe vom Berge".

Das Jahr 1723, mit einem scenischen „Neujahrsprolog“ aus Holbergs Feder eröffnet, brachte „Geert Westphaler“, „Der elfte Juni“ und „Die Wochenstube“. Außerordentlich fruchtbar war das nächstfolgende Jahr (1724); theils im Lauf desselben, theils in den ersten Monaten 1725 brachte Holberg nicht weniger als neun neue Stücke zur Aufführung, nämlich „Das arabische Pulver“, „Die Weihnachtsstube“, „Die Maskerade“, „Jakob von Tyboe“, „Ulysses von Ithacia“, „Die Brunnenreise“, „Melampe“, „Weder Kopf noch Schwanz“ (Uden Hoved og Hale) und „Heinrich und Pernille“. In den übrigen Theil des letztgenannten Jahrs fällt nur noch der eine „Diederich Menschenschreck“, der im Winter von 1725 auf 1726 zur Darstellung kam. Auch 1726 entstanden nur zwei Stücke, „Der verpfändete Bauerjunge“ und „Der Mann, der keine Zeit hat“ (Den Stundesløse, im Deutschen gewöhnlich „Der geschäftige Müßiggänger“). „Pernille's kurzer Fräuleinstand“ wurde zuerst im Februar 1727 gegeben, noch in demselben Monat aber die junge dänische Bühne mit einem von Holberg verfaßten Epilog, „Der dänischen Komödie Leichenbegängniß“, geschlossen.

Nämlich trotz des ungeheuren Beifalls, den die Holbergschen Komödien erworben, hatte der neu eröffnete vaterländische Schauplatz doch ganz dasselbe Schicksal gehabt, der derartigen Unternehmungen so häufig zu Theil wird: Beifall die Menge, aber die Einnahmen wollten nicht ausreichen. Schon 1725 war die finanzielle Lage der Anstalt höchst ungünstig gewesen, bald verschlimmerte sie sich dermaßen, daß die Bühne, wie gesagt, im Februar 1727 geschlossen werden mußte. Zwar konnte sie infolge eines königlichen Zuschusses von jährlich 1500 Thalern bereits Anfang 1728 wieder eröffnet werden, die unglückliche Feuersbrunst jedoch, die im Oktober desselben Jahres Kopenhagen verwüstete, that dem Unternehmen aufs neue großen Eintrag.

Bald darauf (1730) starb der prachtliebende und genußsüchtige Friedrich IV.; sein Nachfolger Christian VI., ein Pietist und Kopfhänger, wollte von der weltlichen Lustbarkeit der Bühne nichts wissen, und so gab auch Holberg die so glänzend eröffnete dramatische Thätigkeit wieder auf. Doch machte er seiner satirischen Laune in der berühmten „Unterirdischen Reise des Niels Klim“ Luft, die zuerst 1741 in lateinischer Sprache erschien. Erst nach Christians VI. im Jahre 1746 erfolgtem Tode, unter dem belebenden Einfluß Friedrichs V.,

desselben, der sich in der Geschichte unserer deutschen Literatur als Gönner Klopstocks unsterblich gemacht hat, wurde wieder ein dänisches Theater ins Leben gerufen und damit kehrte denn auch Holberg zur Bühne zurück. Dieselbe befand sich damals in Bergs Haus in der Laederstraße, und hier war es, wo 1747 „Die honette Ambition", 1748 aber „Erasmus Montanus" und „Die Unsichtbare" (De Usynlige) zuerst über die Breter gingen. 1749 wurde das Theater, das bis dahin in Privathänden gewesen, zu einer königlichen Anstalt erhoben und in das Gebäude am Königsneumarkt verlegt, in welchem es sich noch jetzt befindet. Hier, auf diesem erweiterten und verschönerten Schauplatz, ging im April 1749 zuerst „Abracadabra" in Scene; 1750 folgte „Hexerei oder Blinder Lärm", 1751 „Plutus" und „Sganarells Reise in das philosophische Land", 1752 „Don Ranudo de Colibrados", 1754 „Der unglückliche Schiffbruch", „Die Republik" und „Der Philosoph in der eigenen Einbildung", letztere beide Stücke, nachdem einige Monate zuvor der Dichter selbst vom Tode abgefordert worden.

Ueber diese zweite gemächlichere, mit Ruhm, Ehre und Wohlstand reichlich gesegnete Hälfte seines Lebens ist wenig zu berichten. 1736 zum Professor der Geschichte befördert, entwickelte Holberg als Gelehrter dieselbe Fruchtbarkeit und denselben beispiellosen Fleiß, der ihn als Poeten auszeichnet; in beiden Beziehungen beherrschte er die dänische Literatur lange Zeit ausschließlich und war überhaupt einer der gelesensten und angesehensten Schriftsteller Europa's. In demselben Maße hatten sich auch seine ökonomischen Verhältnisse verbessert; lediglich durch seinen Fleiß als Lehrer und Schriftsteller, unterstützt durch die Mäßigkeit und Nüchternheit seiner Lebensweise, war er allmählich in den Besitz eines ziemlich beträchtlichen Vermögens gelangt. Dasselbe bestand im Jahre 1747 aus Landgütern von mehr als 1000 Tonnen Weizen Aussaat, aus einer reichhaltigen Bibliothek und einem baaren Kapital von 13,000 Thalern und wurde von ihm in dem genannten Jahre, mit Uebergehung seiner dürftigen Anverwandten, der Akademie zu Soröe zu einer Stiftung vermacht, die noch zu dieser Stunde besteht und aus deren Ertrag noch jetzt sechs Akademiker jährlich ihren Unterhalt beziehen. Um den zu dieser Stiftung gehörigen Landgütern gewisse Privilegien und Freiheiten zuzuwenden, suchte Holberg die Erhöhung in den Adelsstand nach, ein Schritt, der allerdings etwas Befremdliches hatte, wenn man sich der zahlreichen Spöttereien erinnerte, mit denen

er so lange von der Bühne herab die Eitelkeit und Rangsucht seiner Landsleute verfolgt hatte, und durch den ihm zahlreiche Gegner erweckt wurden. Holbergs Adelsbrief datirt vom 6. März 1747; am nächstfolgenden 17. Juli, also bald nach dem Regierungsantritt Friedrichs V., fand die feierliche Belehnung durch den König statt.

In Holbergs schlichter, ächt bürgerlicher Lebensweise veränderte sich dadurch nichts; auch möchte wohl zu beachten sein, daß „Don Ranudo de Colibrados", diese bitterste Verhöhnung thörichten Adelsstolzes, erst nach Holbergs Nobilitirung geschrieben oder doch wenigstens veröffentlicht ist, ein Beweis, wie uns dünkt, daß zum mindesten der Dichter selbst sein Gewissen rein fühlte von der Eitelkeit und der Rangsucht, welche die Zeitgenossen ihm glaubten zum Vorwurf machen zu dürfen. — Holberg starb, siebzig Jahre alt, in der Nacht des 28. Januar 1754; seine letzte Ruhestätte hat er in dem von ihm so reich beschenkten Soröe, neben der Gruft des Bischofs Absalon, des Zeitgenossen Waldemars des Großen, des Gönners des Saxo Grammaticus, gefunden.

Wie in ihrer dänischen Heimath, so fanden die Holbergschen Komödien auch bei uns in Deutschland lange Jahre hindurch den lebhaftesten Beifall und die weiteste Verbreitung; volle dreißig Jahre hindurch, von 1740 bis in den Anfang der siebziger Jahre, beherrschte dieser dänische Poet das deutsche Lustspiel, und zahlreiche Dichter und Schauspieler, die noch heut einen Ehrenplatz in der Geschichte unseres Theaters einnehmen, sind in seiner Schule groß geworden. Auch verschiedene Uebersetzungen erschienen, die bekannteste zu Hamburg und Leipzig in 5 Bänden 1748 fg.

Erst mit dem Aufkommen der Sentimentalität, seit Mitte der siebziger Jahre, verschwand Holberg von dem deutschen Theater, und die Versuche, die Kotzebue zu Anfang des Jahrhunderts zu seiner Wiederbelebung machte, waren nicht geeignet, sein eigenthümliches Verdienst zur Geltung zu bringen. Doch sorgte wenigstens Ludwig Tieck durch die Vorliebe, mit welcher er Holbergsche Stücke vorlas, dafür, daß dieselben nicht gänzlich in Vergessenheit geriethen; auch ließ Adam Oehlenschläger von 1822 bis 1823 eine Uebersetzung in vier Bänden erscheinen, welche sämmtliche bedeutendere Stücke, 25 an der Zahl, enthält. Freilich war diese Uebersetzung besser gemeint als ausgeführt und konnte somit ebenfalls nur wenig dazu bei-

tragen, dem Dichter die gebührende Anerkennung seitens der deutschen Kritik zu verschaffen. Endlich im Jahre 1857 veröffentlichte der Verfasser der vorliegenden Uebertragung ein größeres literargeschichtliches Werk: „Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien" (Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag). An diesen Vorgänger, in welchem namentlich die biographische sowie die literarisch-kritische Seite des Gegenstandes ausführlich behandelt ist, schließt sich die gegenwärtige Sammlung, in welcher wir uns, wenigstens fürs Erste, auf zwölf der vorzüglichsten und am meisten charakteristischen Lustspiele des Dichters beschränken zu müssen glauben; möge ihr dieselbe wohlwollende Aufnahme zu Theil werden, deren jenes größere Werk vom Jahre 1857 sich zu erfreuen hatte.

Stettin, Juli 1868.

R. P.

Der politische Kanngießer.

Komödie in fünf Akten.

Personen:

Hermann von Bremen.
Geske, seine Frau.
Engelke, seine Tochter.
Antonius, Stellmacher, ihr Liebhaber.
Heinrich, Lehrbursche beim Kanngießer.
Annecke, Magd.
Ein **Mädchen.**
Geert, Kürschner,
Franz, Messerschmied,
Siebert, Thorschreiber,
Jens, Bierzapfer,
Richard, Bürstenbinder,
} Mitglieder des Collegium politicum.
Sanderus,
Abrahams,
} angebliche Rathsherren.
Christoph,
Johann,
} ihre Diener.
Zwei **Lakaien,**
Madame **Abrahams,**
Madame **Sanderus,**
Drei Rathsherrnfrauen,
} verstellte Personen.
Arianke, Grobschmiedin.
Zwei **Advokaten,**
Ein **Mann,**
Ein **altes Weib,**
} verstellte Personen.
Peter, Kanngießerlehrling.
Altmeister der Hutmacher.
Des Altmeisters Gegner.
Ein **Lakai.**

Erster Akt.

Erste Scene.

Antonius.

Antonius. Da haben wir's, da sitzt mir das Herz schon wieder in den Hosen! Nämlich, ich will mit Meister Hermann sprechen und um seine Tochter anhalten, mit der ich schon lange verlobt bin, aber heimlich. Das ist nun das dritte Mal, daß ich auf dem Wege bin, aber jedesmal bin ich wieder umgekehrt. Schämt' ich mich nicht vor dem Spectakel, den meine Mutter mir macht, es ginge diesmal wieder so. Es ist ein Naturfehler, diese Blödigkeit, den ich nicht überwinden kann: jedesmal, daß ich an die Thür klopfen will, ist mir's, als hielte mir Einer die Hand zurück. Aber frisch gewagt, Antonius, ist halb gewonnen, da hilft nun nichts, du mußt daran. — Aber erst muß ich mich ein bischen niedlich machen; Meister Hermann ist, wie ich höre, seit einiger Zeit gar curiöslich geworden. (Er nimmt sein Halstuch ab und bindet es von Frischem um, zieht einen Kamm aus der Tasche und kämmt sich das Haar, bürstet sich die Schuhe.) Na nu, denk' ich ja, kann ich so weit passiren; nun muß ich anklopfen. Sieh, so wahr ich ehrlich bin, ist's nicht, als ob mir Einer die Hand hielte! Ei, Courage, Antonius! Du hast ja, weiß ich, nichts Böses gethan; das Schlimmste, was ich kriegen kann, ist ja doch nur ein Nein. (Klopft an.)

Zweite Scene.

Heinrich. Antonius.

Heinrich (ein Butterbrod essend). Serviteur, Meister Antonius, wen wollt Ihr sprechen?

Antonius. Ich möchte gern Meister Hermann sprechen, falls er allein ist.

Heinrich. Ei ja, allein ist er wol, aber er sitzt und liest.

Antonius. Da ist er gottesfürchtiger als ich.

Heinrich. Käme einmal eine Verordnung heraus, daß Hercules eine Postille wäre, er könnte, glaub' ich, predigen, wenn es sein müßte.

Antonius. Aber läßt seine Arbeit ihm denn so viel Zeit, solche Bücher zu lesen?

Heinrich. Der Meister, müßt Ihr bedenken, hat zwei Verrichtungen, er ist erstlich Kanngießer und zweitens ist er Politikus.

Antonius. Das reimt sich nur schlecht zusammen.

Heinrich. Die Bemerkung haben wir auch gemacht; denn wenn er mal was arbeitet, was selten genug geschieht, so sieht das so politisch aus, daß wir es wieder umgießen müssen. Uebrigens, wenn Ihr was mit ihm zu sprechen habt, könnt Ihr nur gleich in die Wohnstube gehen.

Antonius. Ich habe ein wichtiges Anliegen, Heinrich. Unter uns gesagt: ich will um seine Tochter anhalten, mit der ich seit Langem heimlich versprochen bin.

Heinrich. Allerdings, das ist ein wichtiges Anliegen, meiner Treu. Aber hört, Meister Antonius, wenn Ihr es nicht übel nehmt, so möchte ich Euch in einem Punkt einen Rath ertheilen: wenn es Euer Wunsch ist, daß Euer Anliegen glücken soll, so müßt Ihr Eure Worte auf Schrauben setzen und recht zierlich sprechen. Denn er ist verflucht curiöslich geworden seit einiger Zeit.

Antonius. Nein wahrhaftig, das thue ich nicht, Heinrich. Ich bin ein guter ehrlicher Handwerksmann, der keine Complimente gelernt hat; ich sage ihm blos schlecht und recht, daß ich seine Tochter liebe, und sie zur Frau haben will.

Heinrich. Nichts weiter? Na da will ich mir den Hals ab-

schneiden lassen, wenn Ihr sie kriegt. Das Mindeste, wie Ihr Eure Rede beginnen müßt, ist mit Sintemalen und Alldieweilen. Ihr müßt bedenken, Meister Antonius, daß Ihr mit einem studirten Manne zu thun habt, der Tag und Nacht politische Bücher liest zum Verrücktwerden. Was er seit einiger Zeit an den Leuten im Hause am meisten zu tadeln hat, das ist, daß wir alle solch gemeines Wesen an uns haben, besonders ich, den er deshalb auch nie anders ruft als: du liederlicher gemeiner Schlingel! Vorige Woche verlangte er auf einmal mit Teufelsgewalt, die Frau Meisterin sollte eine Adrienne tragen. Damit aber kam er nicht weit; die Frau Meisterin ist eine gute altfränkische Frau, die lieber ihr Leben ließe, ehe sie ihre Schoßjacke ablegte. Er geht mit etwas schwanger, was zum Henker es auch sei; darum wenn Eure Bewerbung glücken soll, müßt Ihr meinem Rathe folgen.

Antonius. Ich gebe nichts auf solch Laviren, meiner Treu, sondern ich gehe geradezu. (Ab.)

Dritte Scene.

Heinrich allein.

Heinrich. Die größte Schwierigkeit beim Heirathen ist, wie man seinen Antrag anfangen soll; ich bin selbst einmal auf die Freite gegangen, konnte aber in vierzehn Tagen nicht 'rauskriegen, was ich sagen sollte. Das wußte ich allerdings, daß man seinen Antrag anfangen muß mit den Worten Sintemalen oder Alldieweilen, das Unglück war nur, daß mir nichts einfiel, was diesem Sintemal nachfolgen sollte. Ich beschloß daher, mich nicht länger damit zu plagen, sondern ging hin und kaufte mir ein Formular bei Jacob Schulmeister für acht Schillinge; denn so verkauft er sie, Stück für Stück. Allein das lief für mich verteufelt schlecht ab: denn wie ich mitten in meiner Rede war, hatte ich den Rest vergessen, und das Papier aus der Tasche zu langen, schämte ich mich. Ich habe die Rede ganz perfect gekonnt, vorher und nachher, wie mein Vaterunser: aber wie es Ernst war, und ich wollte sie brauchen, da kam ich ganz ins

Hintertreffen damit. Sie lautete folgendermaßen: Mit dienstergebenstem Salutems-Gruß zuvor, bin ich Heinrich Andersen aus wohlüberlegtem Willen, Trieb und Neigung hiehergekommen, um Euch wissen zu lassen, daß ich aus Fleisch und Bein bin so gut wie Andere, und sintemal nun Alles in der Welt Liebe empfindet, sogar auch die unvernünftigen Bestien, also bin auch ich mit Gott und Ehren hiehergekommen, Euch zu meiner Herzallerliebsten, wiewol unwürdig, zu begehren. — Will mir Einer acht Schillinge dafür wiedergeben, so kann er die Rede kriegen, sie ist das Geld ehrlich werth. Denn das seh' ich ein: wer solche Rede hält, der kann jedes ehrlichen Mannes Tochter kriegen, welche er will. Aber da kommt der Meister, ich muß laufen. (Ab.)

Vierte Scene.

Hermann von Bremen. Antonius.

Hermann. Er soll Dank haben, Monsieur Antonius, für Seinen guten Willen. Er ist ein hübscher anständiger Kerl, ich glaube Ihm schon, daß meine Tochter sich bei Ihm ganz gut befinden würde. Aber ich wollte gern einen Schwiegersohn haben, der seine Politika studirt hätte.

Antonius. Aber, mein theurer Monsieur Hermann von Bremen, damit kann man doch nicht Frau und Kinder ernähren?

Hermann. Warum nicht? Meint Ihr, ich denke als Kanngießer zu sterben? Gebt Acht, das dauert kein halbes Jahr mehr. Ich hoffe, wenn ich den Europäischen Herold noch einmal durchgelesen habe, so soll man mich einladen, einen Platz im Rathe anzunehmen. Den Politischen Nachtisch kann ich schon an den Fingern, aber der ist nicht so gut. Es ist eine wahre Schande, daß der Verfasser ihn nicht etwas weitläufiger gemacht hat; Ihr kennt doch das Buch?

Antonius. Nein, ich nicht.

Hermann. Da will ich es Euch leihen: denn dafür, daß es

so klein ist, ist es gut genug. Meine ganze Politika habe ich aus dem Buche und dem Hercules und Herculiscus.

Antonius. Aber letzteres ist ja nur ein Roman?

Hermann. Freilich wol, aber wenn die Welt nur voll wäre von solchen Romanen! Ich war gestern an einem gewissen Orte, wo ein vornehmer Mann mir ins Ohr flüsterte: Wer das Buch mit Verstand gelesen hat, der kann der größten Bedienung vorstehen, ja ein ganzes Land regieren.

Antonius. Ja, Meister, wenn ich mich aufs Lesen lege, so versäume ich ja aber mein Handwerk.

Hermann. Ich sage Euch, Monsieur, ich denke auch nicht bei der Kanngießerei zu bleiben, ja ich hätte sie schon längst aufgeben sollen. Schon hundert brave Männer in der Stadt haben mir gesagt: Hermann von Bremen, Ihr solltet auch etwas Anderes sein. Ja, das ist erst gestern gewesen, daß ein Bürgermeister vor versammeltem Rath hat diese Worte fallen lassen: Hermann von Bremen könnte auch noch zu andern Dingen taugen als zum Kanngießer; das ist ein Mann, der geht sogar manchem von uns Rathsherren vor. Daraus könnt Ihr nun schließen, daß ich nicht als Kanngießer sterben werde. Möchte darum gern Einen zum Schwiegersohn haben, der sich auf Staatssachen legt, sintemal ich hoffe, daß wir mit der Zeit alle Beide in den Rath kommen, er sowol wie ich. Wollt Ihr nun mit dem Politischen Nachtisch anfangen, so will ich Euch jeden Samstag Abend examiniren, wie weit Ihr avancirt seid.

Antonius. Nein wahrhaftig, das thue ich nicht; ich bin zu alt, um noch einmal in die Schule zu gehen.

Hermann. Ja so seid Ihr auch nicht geschaffen, mein Schwiegersohn zu sein. Adieu. (Ab.)

Fünfte Scene.

Geske. Antonius. Nachher zwei Knaben.

Geske. Das ist was Schreckliches mit meinem Manne, daß er nie mehr in der Werkstatt ist und sich um seine Arbeit bekümmern

mert; ich wollte noch etwas zugeben, wenn ich nur wüßte, was er eigentlich treibt. Aber sieh da, Monsieur Antonius, geht Er hier allein? Will Er nicht hereinkommen?

Antonius. Nein, ich danke, Frau Meisterin, dazu bin ich zu gering.

Geske. Ei, was sind denn das für Redensarten?

Antonius. Euer Mann hat politische Einfälle gekriegt und wird nächstens mit einem Burgemeister niederkommen. Handwerksleute, wie ich und meinesgleichen, verachtet er, er dünkt sich klüger als ein Notarius Politikus.

Geske. Der Narr, der Thor! Wollt Ihr Euch an den kehren? Ich glaube eher, er wird noch einmal ein Lump und muß sich sein Brod noch zusammen betteln, als daß er Burgemeister wird. Werthester Antonius, Ihr müßt Euch nicht um ihn kümmern und müßt die Liebe nicht aufgeben, die Ihr für meine Tochter hegt.

Antonius. Von Bremen schwört darauf, daß Niemand sie haben soll, der nicht ein Politikus ist.

Geske. Und ich drehe ihr lieber den Hals um, als daß sie einen Politikus kriegt. In alten guten Zeiten war das ja ein Spitzbube, ein Politikus.

Antonius. Ich für meinen Theil werde auf keinen Fall einer, ich werde mich redlich nähren von meiner Stellmacherei. Bei der hat mein seliger Vater sein Brod gehabt, und mich soll sie, hoffe ich, ebenfalls ernähren. Da kommt ein Junge, der will gewiß mit Euch sprechen.

(Ein **Knabe** kommt.)

Geske. Was wollt Ihr, mein Kind?

Der Knabe. Ich wollte gern mit Meister Hermann sprechen.

Geske. Er ist nicht zu Hause; könnt Ihr's nicht mir sagen?

Der Knabe. Meine Madame läßt fragen, ob die Schüssel noch nicht fertig wäre, die sie vor drei Wochen bestellt hat; wir haben schon zwanzigmal darum geschickt, werden aber immer mit leeren Redensarten hingehalten.

Geske. Bittet Eure Madame, mein Sohn, sie soll nicht böse sein, die Schüssel wird gewiß morgen fertig. (Der Knabe geht.)

Ein zweiter Knabe. Ich soll ein- für allemal fragen, ob die Teller noch nicht fertig sind; die könnten gemacht und wieder verbraucht sein, so lange sind sie bestellt. Meine Madame schwört darauf, daß Ihr sobald keine Arbeit wieder von uns kriegen sollt.

Geske. Hör', mein Herzenskind, wenn Ihr mal wieder was bestellt, so bestellt es bei mir; mein Mann hat seit einiger Zeit Raupen im Kopf, es hilft nichts, wenn man dem auch von Geschäften spricht. Glaubt meinem Wort, die Teller sollen zum Sonnabend fertig sein; adieu. (Der Knabe geht.) Da seht Ihr nun, mein guter Antonius, wie das bei uns zugeht; wir verlieren durch meines Mannes Versäumniß eine Arbeit nach der andern.

Antonius. Ist er denn gar nicht mehr zu Hause?

Geske. Selten, und wenn er zu Hause ist, baut er Schlösser in die Luft und hat keine Gedanken zur Arbeit. Ich verlange ja nichts weiter von ihm, als daß er ein bischen Acht auf die Leute gibt; denn was er selber macht, das müssen die Gesellen doch wieder umarbeiten. Sieh, da ist Heinrich, der kann bezeugen, was ich sage.

Sechste Scene.

Heinrich. Geske. Antonius.

Heinrich. Draußen ist ein Mann, Frau Meisterin, der will Geld haben für acht Tonnen Kohlen, die wir gestern gekriegt haben.

Geske. Ja, wo soll ich Geld herkriegen? Er muß warten, bis mein Mann nach Hause kommt. Kannst Du mir nicht sagen, was mein Mann nur so Tag für Tag vorhat?

Heinrich. Wenn die Frau Meisterin reinen Mund halten will, kann ich ihr das schon sagen.

Geske. Auf mein Wort, Heinrich, ich verrathe Dich nicht.

Heinrich. Da wird alle Tage ein Collegium gehalten, das nennen sie Collegium polimiticum; da kommen sie über zwölf Mann hoch zusammen und schwatzen von Staatssachen.

Geske. Wo wird die Versammlung gehalten?

Heinrich. Die Frau Meisterin muß nicht sagen die Versammlung, es heißt Collegium.

Geske. Wo wird also das Collegium gehalten?

Heinrich. Das wird abwechselnd gehalten, bald beim Einen, bald beim Andern, und heut (aber kein Wort nachsagen!) soll es hier bei uns gehalten werden.

Geske. Haha, nun begreife ich, warum er mir heut so sehr zuredete, ich möchte doch Schmidts Annecke besuchen.

Heinrich. Die Frau Meisterin kann ja immer gehen, aber rasch wiederkommen und sie überrumpeln. Gestern wurde selbiges Collegium bei Jens Bierzapfer gehalten, da sah ich sie alle um einen Tisch sitzen und unser Meister saß obenan.

Geske. Kanntest Du einige von ihnen?

Heinrich. Ja, freilich, ich kenne sie allzusammen, laß mal sehen: unser Meister und der Wirth vom Hause waren zwei, Franz Perrückenmacher drei, Christopher Maler vier, Gilbert Tapetenwirker fünf, Christian Färber sechs, Geert Kürschner sieben, Henning Brauer acht, Siebert Thorschreiber neun, Niels Schreibemeister zehn, David Schulmeister eilf und Richard Bürstenbinder zwölf.

Antonius. Das sind mir alle just die richtigen Kerle, um von Staatssachen zu sprechen. Hörtet Ihr nicht, was sie sprachen?

Heinrich. Hören that ich es schon, aber ich verstand nur nicht viel davon. Da hörte ich, daß sie Kaiser, Könige und Kurfürsten ab- und Andere an ihre Stelle setzten. Nun sprachen sie von Zoll, nun von Accise und Consumtion, jetzt von untauglichen Leuten, die im Rathe wären, jetzt von Hamburgs Aufnahme und Verbesserung des Handels; nun schlugen sie Bücher nach, nun guckten sie in die Landkarte. Richard Bürstenbinder saß mit einem Zahnstocher in der Hand, ich denke mir, er wird wol Sekretär in diesem Rath gewesen sein.

Antonius. Ha, ha, ha, das erste Mal, das ich ihm begegne, grüß' ich ihn meiner Treu: guten Tag, Herr Sekretär.

Heinrich. Ja, aber nur nichts nachsagen! Der Henker lasse

sich mit solchem Volk ein, das Könige und Fürsten absetzen kann, ja selbst Bürgermeister und Rath.

Geske. Sprach mein Mann auch mit?

Heinrich. Nicht viel, er sitzt blos und grübelt nach und schnupft Tabak, während die Andern sprechen, und wenn sie ausgesprochen haben, gibt er die Entscheidung.

Geske. Kannte er Dich denn nicht?

Heinrich. Er sah mich nicht, ich war in einer andern Stube. Aber wenn er mich auch gesehen hätte, so hätte ihm seine Erhabenheit nicht erlaubt, mich zu kennen; er machte ein Gesicht wie ein Kreisoberst, wie der oberste Bürgermeister, wenn er einem Minister Audienz gibt. Sowie das Volk ins Collegium kommt, so kriegt das wie einen Nebel vor die Augen, so daß sie nichts mehr sehen, selbst nicht ihre besten Freunde.

Geske. Ach ich armes Weib! Der Mann stürzt uns noch gewiß ins Unglück, wenn Bürgermeister und Rath das erfahren, daß der sitzt und die Stadt reformirt; die guten Leute hier in Hamburg wollen keine Reformen haben. Gib nur Acht, ob wir nicht Wache vor's Haus kriegen, eh' wir noch ein Wort davon wissen, und mein guter Hermann von Bremen wird abgeschleppt ins Gefängniß.

Heinrich. Das kann leicht geschehen, der Rath war nie so mächtig als jetzt, seit die Kreistruppen aus Hamburg verlegt sind; die ganze Bürgerschaft würde nicht im Stande sein, ihn zu schützen.

Antonius. Dummes Zeug, solche Kerle sind ja nur zum Lachen; was weiß ein Kanngießer, ein Maler oder Bürstenbinder von Staatssachen? Statt sich davor zu ängstigen, wird der Rath sich blos darüber amüsiren.

Geske. Ich will doch sehen, ob ich ihn nicht überrumpeln kann. Laßt uns so lange hineingehen.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Hermann. Heinrich. Später das Collegium politicum.

Hermann. Nu mach' alles fertig, Heinrich! Kannen und Pfeifen auf den Tisch! Gleich werden sie da sein!

(Heinrich macht alles fertig. Einer kommt nach dem Andern; sie setzen sich um den Tisch und Hermann von Bremen setzt sich obenan.)

Hermann. Guten Tag allerseits, Ihr wackern Männer! Wo blieben wir das letzte Mal stehen?

Richard der Bürstenbinder. Bei der deutschen Frage.

Geert der Kürschner. Richtig, jetzt erinnere ich mich. Auf dem nächsten Reichstag wird sich das schon alles geben. Wenn es nur erst so weit wäre! Dem Kurfürsten von Mainz wollte ich schon was ins Ohr sagen, wofür er mir Dank wissen sollte. Die guten Leute wissen nur nicht, worin Deutschlands wahres Interesse besteht. Wo hat man je von einer kaiserlichen Residenzstadt gehört, wie Wien, ohne Flotte oder doch wenigstens ohne Galeeren? Eine Kriegsflotte zur Vertheidigung des Reichs könnten sie ja wol halten, es gibt ja doch Kriegssteuern genug und Römermonate dazu. Da seh' mal einer den Türken an, ob der nicht klüger ist! Wir können nie besser Krieg führen lernen als von ihm. Da sind ja Wälder die Menge in Oestreich und Prag, wenn man sie nur benutzen wollte, zu Schiffen und Masten. Hätten wir eine Flotte in Oestreich oder Prag, da würde wol weder Türke noch Franzmann mehr dran denken, Wien zu belagern, und wir könnten direkt auf Konstantinopel gehen. Aber an so was denkt Keiner.

Siebert der Thorschreiber. Nein, keine Menschenseele weit und breit. Unsere Vorfahren verstanden die Sache besser. Es kommt alles auf die Einrichtung an. Deutschland ist jetzt nicht größer, als es vor diesem war, da wir uns nicht allein rühmlich gegen alle unsere Nachbarn vertheidigten, sondern auch ganze Stücke von Frankreich abrissen und Paris belagerten, sowohl zu Lande als zu Wasser.

Franz der Messerschmied. Aber Paris ist ja keine Seestadt.

Siebert. Dann muß ich meine Landkarte schlecht verstehen. Ich weiß ganz wohl, wo Paris liegt; hier liegt ja England, genau hier, wo ich meinen Finger halte. Hier läuft die Canalie, hier liegt Bordeus und hier Paris.

Franz. Nein Bruder, hier liegt ja Deutschland, und hier gleich daneben ist Frankreich, das mit Deutschland zusammenhängt, ergo kann ja Paris keine Seestadt sein.

Siebert. Ist denn da kein Meer bei Frankreich?

Franz. Keine Spur; ein Franzose, der nicht außer Landes gereist ist, weiß nicht, weder was ein Schiff, noch was ein Boot ist. Fragt nur Meister Hermann; ist das nicht, wie ich sage, Meister Hermann?

Hermann. Ich werde den Streit gleich entscheiden. Heinrich, reich' mal die Landkarte von Europa her! Dankwarths Landkarte.

Der Wirth. Hier ist eine, aber sie ist etwas zerrissen.

Hermann. Das hat nichts zu sagen, ich weiß recht gut, wo Paris liegt, ich will die Landkarte blos haben, um die Andern zu überführen. Seht Ihr nun, Siebert, hier liegt Deutschland —

Siebert. Das ist schon recht, ich sehe es am Donaustrom, der hier fließt.

(Indem er auf die Donau weist, stößt er mit dem Ellbogen den Krug um, so daß das Bier über die Karte fließt.)

Der Wirth. Der Donaustrom fließt etwas zu stark!

(Alle lachen: Ha, ha, ha.)

Hermann. Hört, liebe Männer, wir sprechen so viel von fremden Angelegenheiten, laßt uns auch etwas von Hamburg

reden. Das ist eine Materie, die kann uns noch genug zu schaffen machen. Ich habe darüber nachgedacht, woher das wol kommt, daß wir keine Niederlassungen in Indien besitzen, sondern die Waare aus zweiter Hand kaufen. Das ist eine Sache, die Bürgermeister und Rath wohl erwägen sollten.

Richard. Sprich nicht von Bürgermeister und Rath; wenn wir warten wollen, bis die das erwägen, können wir lange warten. Hier in Hamburg macht sich ein Bürgermeister allein damit berühmt, daß er eine löbliche Bürgerschaft tyrannisirt.

Hermann. Ich meine, Ihr guten Männer, es wäre noch nicht zu spät. Denn warum sollte der König von Indien nicht uns so gut den Handel gönnen wie den Holländern, die doch nichts weiter auszuführen haben, als Käse und Butter, was noch dazu gewöhnlich unterwegs verdirbt? Wir thäten, mein' ich, wohl, wenn wir dem Rath eine Vorstellung darüber eingäben; wie viel sind wir hier bei einander?

Der Wirth. Wir sind nur sechs, die andern Sechs, glaub' ich, kommen nicht mehr.

Hermann. Das ist auch genug; was ist Eure Meinung, Herr Wirth? Laßt uns zur Abstimmung schreiten.

Der Wirth. Ich bin nicht ganz für den Vorschlag; solche Reisen entfernen viel brave Leute aus der Stadt, an denen ich täglich meinen Schilling verdiene.

Siebert. Ich halte dafür, man muß mehr auf das allgemeine Beste sehen, als auf sein eigenes Interesse, und darum scheint mir Meister Hermanns Vorschlag der vorzüglichste, der seit Langem gemacht ist. Je mehr Handel wir treiben, je mehr florirt ja die Stadt; je mehr Schiffe ankommen, je besser ist es ja für uns kleine Beamte. Doch das Letztere ist nicht der eigentliche Grund, weshalb ich dem Vorschlage beistimme, sondern allein der Nutzen und die Wohlfahrt der Stadt treibt mich dazu, ihn zu recommandiren.

Geert. Ich kann diesem Vorschlage durchaus nicht zustimmen, vielmehr rathe ich zur Errichtung einer Compagnie in Grönland und der Davidsstraße, das ist ein Handel, der der Stadt viel nützlicher und besser ist.

Franz. Geert scheint mir mit seinem Votum mehr auf seinen eigenen Nutzen zu sehen als aufs Beste der Republik. Denn wer nach Indien reisen will, braucht den Kürschner freilich nicht so nöthig, als zu einer Reise nach dem Norden. Ich für meine Person halte dafür, daß der Handel mit Indien allen andern an Wichtigkeit vorgeht. Denn in Indien kann man nicht selten für ein Messer, eine Gabel oder Scheere von den Wilden einen Klumpen Gold kriegen von demselben Gewicht. Wir müssen es nur so einrichten, daß die Vorstellung, die wir beim Rath einreichen, nicht nach Eigennutz riecht; denn sonst kommen wir damit nicht durch.

Richard. Ich bin derselben Meinung wie Niels der Schreiber.

Hermann. Du votirst wie ein Bürstenbinder: Niels der Schreiber ist ja gar nicht hier. Aber was will das Weibsstück hier? Das ist wahrhaftig meine Frau!

Zweite Scene.

Geske. Das Collegium politicum.

Geske. Seid Ihr hier, Ihr Herumtreiber? Es wäre wahrhaftig besser, Ihr arbeitetet oder zum wenigsten Ihr gäbt Acht auf die Leute; durch Eure Versäumniß verlieren wir eine Arbeit nach der andern.

Hermann. Nur stille, Frau, Du wirst Burgemeisterin, eh' Du ein Wort davon weißt. Denkst Du, ich gehe blos zum Zeitvertreib aus? Ja richtig, ich habe zehnmal mehr Arbeit als alle Uebrigen im Hause: Ihr Andern arbeitet blos mit den Händen, aber ich mit dem Kopfe.

Geske. Das thun die Verrückten alle, die bauen wie Ihr Schlösser in die Luft und füllen sich den Kopf an mit Thorheiten und Narrenspossen und denken Wunder, was sie thun, während es doch in Wahrheit nichts ist.

Geert der Kürschner. Wär' das meine Frau, die sollte das nicht zum zweiten Mal sagen.

Hermann. Ei Geert, auf so was muß ein Politikus nicht achten. Ein oder zwei Jahre früher hätte ich meiner Frau für solche Redensarten den Buckel durchgeschmiert; seit ich aber angefangen habe, mich in politischen Büchern umzuthun, habe ich gelernt, so was zu verachten. Qui nescit simulare, nescit regnare, sagt ein alter Politikus, und der war nicht auf den Kopf gefallen, ich glaube, er hieß Agrippa oder Albertus Magnus. Denn das ist die Grundlage aller Politik in der Welt; wer nicht im Stande ist, ein böses Wort von einem hitzigen und thörichten Weibe zu hören, der taugt zu keiner höheren Verrichtung. Kaltblütigkeit ist die allergrößte Tugend, der Edelstein, der Regenten und Obrigkeiten am meisten schmückt. Darum halte ich dafür, daß keiner hier in der Stadt in den Rath kommen sollte, bevor er nicht Proben abgelegt hat von seiner Kaltblütigkeit und hat sehen lassen, wie er Scheltworte, Püffe und Ohrfeigen vertragen kann. Von Natur bin ich hitzig, aber ich studire darauf, meine Natur zu überwinden. Ich habe eine Geschichte gelesen in einem Buche, betitelt „Der politische Stockfisch", daß, wenn einer vom Zorn bewältigt wird, so soll er nur bis zehn zählen, unterdessen geht der Zorn vorüber.

Geert. Das könnte mir nicht helfen, und wenn ich bis hundert zählte.

Hermann. Ja so taugt Ihr auch blos zum Subalternen. Heinrich, gib meiner Frau einen Krug Bier von dem kleinen Tisch.

Geske. Ei, Du Schlingel, denkst Du, ich bin hierher gekommen, zu trinken?

Hermann. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn. Nun ist es schon vorüber. Höre, Mutter, Du mußt Deinen Mann nicht so grob anfahren, das klingt ja, als wäre es böse gemeint.

Geske. Ist's etwa weniger böse, zu betteln? Soll eine Frau nicht zanken, wenn sie solchen Herumtreiber zum Manne hat, der so seine Wirthschaft versäumt und Frau und Kinder Noth leiden läßt?

Hermann. Heinrich, gieb ihr ein Glas Branntwein, sie hat sich ereifert.

Geske. Heinrich, gieb meinem Mann, dem Schlingel, ein paar Ohrfeigen.

Heinrich. Das thut Ihr nur selber, für solche Commission bedanke ich mich.

Geske. Na, dann thu' ich es selbst. (Giebt ihm Ohrfeigen.)

Hermann. Eins, zwei, drei, vier, fünf (bis zwanzig). (Er thut, als ob er wieder schlagen will, fängt aber aufs neue an, bis zwanzig zu zählen.) Wär' ich nicht ein Politikus, so sollte Dich das Donnerwetter regieren!

Geert. Wollt Ihr Eure Frau nicht im Zaum halten, so thue ich es. Marsch, fort! Hinaus!

(Geske wird herausgebracht und schilt draußen weiter.)

Dritte Scene.

Das Collegium politicum. **Heinrich.**

Geert. Ich werde sie lehren, sich ein andermal hübsch zu Hause zu halten. Das bekenne ich: wenn das politisch ist, sich von seiner Frau an den Haaren ziehen zu lassen, so werde ich mein Lebtag kein Politikus.

Hermann. Ach, ach! Qui nescit simulare, nescit regnare; das ist leicht gesagt, aber schwer gethan. Ich gebe zu, es war eine große Schmach, die mir meine Frau gethan hat, ja ich glaube, ich laufe ihr nach und prügle sie noch auf der Straße durch .... Doch — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, funfzehn, sechzehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn. Nun ist das gut, nun laßt uns von was Anderem sprechen.

Franz. Das Weibsvolk hat hier in Hamburg zu viel zu sagen.

Geert. Ja, das ist gewiß; ich habe schon oft daran gedacht, in der Beziehung einen Vorschlag zu machen. Es hat nur seine

Schwierigkeiten, sich mit den Weibern in Streit einzulassen. Uebrigens ist der Vorschlag selbst ganz gut.

Hermann. Worin besteht der Vorschlag?

Geert. Es sind nur wenige Artikel. Erstens wollt' ich, daß die Ehecontracte nicht auf ewig gemacht würden, sondern blos auf gewisse Jahre, so daß, wenn ein Mann mit seiner Frau nicht zufrieden ist, er mit einer andern contrahiren kann; doch müßte er verpflichtet sein, ihr ein Vierteljahr vor dem Ziehtag aufzusagen, und der Ziehtag müßte Ostern oder Michaelis sein. Ist er jedoch mit ihr zufrieden, so kann der Contract verlängert werden. Würde solch ein Gesetz gemacht, so fände sich, glaubt mir, in ganz Hamburg nicht Ein böses Weib, sondern jede würde sich die größte Mühe geben und würde dem Mann um den Bart gehen, um den Contract verlängert zu kriegen. Was meint Ihr, lieben Leute, zu dem Artikel? Franz, Du schmunzelst so schalkhaft, Du hast gewiß etwas einzuwenden, laß uns hören.

Franz. Aber könnte eine Frau nicht mitunter ihre Rechnung dabei finden, von ihrem Manne geschieden zu werden, wenn der sie nun schlecht behandelt oder ein Herumtreiber ist, der blos ißt und trinkt und nicht arbeiten will, Frau und Kinder zu ernähren? Oder sie kriegte Lust zu einem Andern und machte es dem Manne so bunt, daß er sie gegen seinen Willen müßte laufen lassen? Nach meinem Dafürhalten könnten daraus große Ungelegenheiten entstehen; man hat ja noch Mittel, eine Frau zu zwingen. Wollte Jeder, wie Ihr, Meister Hermann, wenn er eine Ohrfeige kriegt, sich damit zufrieden geben, daß er bis zwanzig zählt, so würden wir einen Haufen schöner Weiber zusammenkriegen. Nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten ist das beste Mittel, wenn eine Frau kopfdämlich wird, daß der Mann ihr droht, allein zu schlafen und nicht ins Bett zu ihr zu kommen, bis sie sich bessert.

Geert. Das könnte ich nicht halten; den meisten Männern würde das ebenso schwer fallen, als den Frauen.

Franz. So kann der Mann ja extra gehen.

Geert. So kann die Frau ja auch extra gehen.

Franz. Aber, Geert, laß uns die übrigen Artikel hören.

Geert. Ja, da seht zu, ob ich das thue! Du willst doch vermuthlich blos Deinen Spott treiben; kein Ding ist so gut, daß sich nicht etwas dagegen einwenden läßt.

Hermann. Laßt uns denn von was Anderem sprechen; wer uns hörte, müßte denken, wir hielten Consistorium oder Ehegericht. Letzte Nacht, als ich nicht schlafen konnte, dachte ich darüber nach, wie wol die Regierung von Hamburg am besten eingerichtet würde, so daß gewisse Familien, die heutzutage gleichsam als Bürgermeister und Rathsherren zur Welt kommen, von den höchsten Aemtern ausgeschlossen und eine vollkommene Freiheit hergestellt würde. Ich dächte, man sollte die Bürgermeister abwechselnd jetzt aus dem einen Gewerk nehmen und jetzt aus dem andern, so nähme die sämmtliche Bürgerschaft an der Regierung Theil, und alle Stände kämen in Flor. Denn zum Exempel, wenn ein Goldschmied Bürgermeister würde, so sähe er auf das Interesse der Goldschmiede, ein Schneider auf das Aufblühen der Schneider, ein Kanngießer auf das der Kanngießer, und keiner sollte länger Bürgermeister sein, als einen Monat, damit nicht ein Gewerk mehr in Flor käme als das andere. Erst wenn die Regierung so eingerichtet würde, würden wir mit Recht ein freies Volk heißen.

Alle. Der Vorschlag ist herrlich, Meister Hermann, Ihr sprecht wie ein Salomo.

Franz. Der Vorschlag ist wohl gut. Nur ...

Geert. Du kommst immer mit Deinem Nur, ich glaube, Du bist ein geborener Nurenberger.

Hermann. Laß ihn nur seine Meinung sagen. Was willst Du sagen, was meinst Du mit Deinem Nur?

Franz. Ich denke, ob das nicht sehr schwierig sein sollte, in jedem Gewerk einen guten Bürgermeister zu finden. An Meister Hermann ist nichts auszusetzen, der hat seine Studien gemacht; aber wenn er todt ist, wo finden wir gleich einen andern Kanngießer, der zu solchem Amte tauglich ist? Denn wenn die Republik einmal einen Knacks weg hat, so ist das nicht so leicht, sie wieder auszubessern, als wenn man einen Teller oder eine Kanne umgießt, wenn sie verdorben sind.

Geert. Ach Bagatell, tüchtige Männer finden sich genug, auch unter den Handwerksleuten.

Hermann. Höre, Franz, Du bist noch ein junger Mann und darum kannst Du noch nicht so tief in die Sachen eindringen wie die Andern, obschon ich merke, Du hast einen guten Kopf und mit der Zeit kann was aus Dir werden. Ich will Dir nur in Kürze beweisen, daß diese Instanz keinen Grund hat, blos an unsern eigenen Personen. Wir sind in diesem Verein über zwölf Personen, lauter Handwerksleute, und doch kann Jeder von uns hundert Fehler bemerken, welche im Rath begangen werden. Stelle Dir nun vor, daß Einer von uns Bürgermeister würde und änderte die Fehler, die wir so oft besprochen haben und die der Rath nicht sehen kann, meinst Du wol wirklich, daß die Stadt Hamburg bei solchem Bürgermeister Schaden hätte? Wenn es Euch denn also gut dünkt, Ihr lieben Herren, will ich den Vorschlag eingeben.

Alle. Ja gewiß.

Hermann. Aber nun genug von der Materie; die Zeit geht hin und wir haben noch keine Zeitungen gelesen. Heinrich, reich mal die neueste Zeitung her!

Heinrich. Hier ist die neueste Zeitung.

Hermann. Gieb sie an Richard den Bürstenbinder, der pflegt zu lesen.

Richard. Man schreibt aus dem Hauptquartier am Rhein, daß man Recruten erwartet.

Hermann. Ei, das hat man schon zwölfmal hintereinander geschrieben; setz' über den Rhein! Ich muß mich jedesmal ärgern, so oft ich von der Sache höre. Was schreibt man aus Italien?

Richard. Aus Italien schreibt man, daß Prinz Eugenius mit seinem Lager aufgebrochen ist, den Fluß Padus passirt und alle Festungen vorbeigegangen ist, um die feindliche Armee zu überrumpeln, die infolge dessen in größter Eile sich vier Meilen rückwärts retirirt hat; Duc de Vendôme sengt und brennt auf der Retirade überall im eigenen Lande.

Hermann. Ach, ach, seine Durchlauchtigkeit sind mit Blindheit geschlagen, das kostet uns den Hals. Nicht mehr vier Schillinge gebe ich für die ganze Armee in Italien.

Geert. Im Gegentheil, ich halte dafür, daß der Prinz Recht gethan hat. Das ist von jeher mein Vorschlag gewesen; habe ich nicht erst neulich gesagt, Franz Messerschmied, daß man es so machen müßte?

Franz. Nein, ich weiß nichts davon.

Geert. Ja wahrhaftig, ich hab's hundertmal gesagt, wozu soll die Armee da liegen und lungern? Der Prinz hat meiner Treu Recht gethan, das will ich verantworten gegen wen es sei.

Hermann. Heinrich, gieb mir ein Glas Branntwein. Ich kann darauf schwören, Ihr Herren, es ist mir ganz schwarz vor den Augen geworden, wie ich diese Nachricht hörte. Eure Gesundheit, Messieurs! Nun das bekenn' ich, das ist ein Hauptversehen, die Festungen vorbeizugehen.

Siebert. Hätte ich die Armee zu commandiren gehabt, ich hätt' es meiner Treu ebenso gemacht.

Franz. Ja richtig, dahin wird's auch noch kommen, daß man Thorschreiber zu Generalen macht.

Siebert. Du brauchst nicht zu spotten, ich würde meine Sache so gut machen wie ein Anderer.

Geert. Darin hat Siebert Recht, meiner Treu, daß der Prinz wohlgethan hat, geradewegs auf den Feind loszugehen.

Hermann. Ei mein guter Geert, Ihr seid gar zu altklug, Ihr habt noch Manches zu lernen.

Geert. Aber von Franz Messerschmied lern' ich das nicht.

(Sie gerathen in einen heftigen Zank, nehmen einander das Wort vorm Munde weg, stehen von den Stühlen auf, drohen und lärmen.)

Hermann (schlägt auf den Tisch, laut rufend). Stille, stille, Ihr Herren! Laßt uns nicht mehr davon reden, Jeder kann seine Meinung behalten. Hört, Ihr Herren, gebt doch Friede! Meint Ihr wirklich, daß Duc de Vendôme aus Furcht retirirt und das Land verwüstet hat? Nein, der Kerl hat Alexander

Magnusen seine Chronik gelesen, der machte es ebenso, als Darius ihn verfolgte, und hat dadurch einen Sieg davon getragen, so groß wie der, den wir bei Hochstädt gewonnen.

Heinrich. Eben hat die Uhr auf dem Posthof Zwölf geschlagen.

Hermann. So müssen wir denn gehen.

(Gehen ab. Unterwegs zanken und streiten sie sich noch über das Frühere.)

Dritter Act.

Erste Scene.

Abrahams. Sanderus. Christoph. Johann.

Abrahams. Nun will ich Euch ein Abenteuer erzählen, das wird die ganze Stadt amüsiren. Wißt Ihr, was ich mir mit vier, fünf vornehmen Leuten ausgedacht habe?

Sanderus. Nein, das weiß ich nicht.

Abrahams. Kennt Ihr nicht Hermann von Bremen?

Sanderus. Das ist ja der Kanngießer, der solch ein großer Politikus ist, er wohnt in diesem Hause.

Abrahams. Eben der. Neulich war ich in Gesellschaft mit Einigen vom Rathe, die sich sehr über den Kerl ereiferten, daß er im Wirthshaus so dreiste Reden gegen die Regierung führt und Alles reformiren will. Sie hielten für zweckmäßig, Spione auszuschicken, damit man Zeugen für seine Reden habe und ihn bestrafen könne, Andern zum Exempel.

Sanderus. Das wäre allerdings zu wünschen, daß solche Kerle einmal bestraft würden. Die sitzen hinterm Bierkrug und kritisiren dabei Könige, Fürsten, Obrigkeiten und Generale, daß es wahrhaft schrecklich ist zu hören. Auch ist es nicht ohne Gefahr; denn der gemeine Mann hat nicht den Verstand und sieht nicht ein, wie ungereimt das ist, daß ein Kanngießer, Hutmacher oder Bürstenbinder mit dem geringsten Grund soll von solchen Sachen sprechen und Dinge sehen können, die der ganze Rath nicht sehen kann.

Abrahams. Das ist gewiß. Ein solcher Kanngießer refor-

mirt Euch das ganze römische Reich, während er einen Teller gießt; er ist beides auf einmal, Landflicker und Kannenflicker. Aber das Vorhaben der Rathsherren behagt mir doch nicht; solche Leute bestrafen oder arretiren, erregt nur Unzufriedenheit im Publikum und verhilft solchen Narren nur zu größerem Ansehen. Meine Meinung war daher, wir sollten lieber eine Komödie mit ihm spielen, die würde wol größere Wirkung haben.

Sanderus. Worin soll sie bestehen?

Abrahams. Darin, daß wir ihm Deputirte schicken, als kämen sie vom Rath, um ihm Glück zu wünschen zum Bürgermeister, und ihm dabei noch andere närrische Dinge aufzureden; da wird sich zeigen, in welche Noth er geräth, und er selbst wird dahinter kommen, welch ein großer Unterschied das ist, über einen Gegenstand raisonniren und ihn verstehen.

Sanderus. Aber was wird daraus folgen?

Abrahams. Daraus wird folgen entweder, daß er aus Desperation aus der Stadt läuft, oder daß er demüthigst um seinen Abschied bittet und seine Untüchtigkeit zugesteht. Ich bin blos deshalb zu Monsieur Sanderus gekommen, um mir seine Hülfe bei Ausführung dieser Intrigue zu erbitten, da ich ja weiß, daß er für so etwas paßt.

Sanderus. Die Sache läßt sich hören; wir wollen selbst die Deputirten machen und gleich zu ihm gehen.

Abrahams. Hier ist ja sein Haus. Johann oder Christoph klopft mal an und sagt, es wären zwei Rathsherren draußen, die wollten mit Hermann von Bremen sprechen.

(Sie klopfen an.)

Zweite Scene.

Hermann. Abrahams. Sanderus. Johann. Christoph.

Hermann. Mit wem wollt Ihr sprechen?

Johann. Hier sind zwei Rathsherren, die wollten gern die Ehre haben Ihm aufzuwarten.

Hermann. Element, was ist das? Ich seh' ja so dreckig aus wie ein Schwein.

Abrahams. Unterthänigster Diener, wohlgeborner Herr Burgemeister! Wir sind vom Rath hieher geschickt, um Ihm zu gratuliren zur Burgemeisterschaft hier in der Stadt. Denn der Rath hat mehr auf Seine Meriten als auf Seinen Stand und äußere Lage gesehen und hat Ihn zum Burgemeister gewählt.

Sanderus. Der Rath kann das nicht zugeben, daß solch ein weiser Mann von solchen niedrigen Verrichtungen occupirt ist und sein großes Pfund so in die Erde vergräbt.

Hermann. Ihr Herren Collegä, vermeldet Einem Löblichen Rath meinen Gruß und Dank und versichert ihn meiner Protection. Es ist mir lieb, daß man auf diesen Gedanken gekommen ist, lediglich um der Stadt, nicht um meinetwillen. Denn hätte mich nach Hoheit verlangt, hätte ich längst zur Genüge davon haben können.

Abrahams. Wohlgeborner Herr Burgemeister, unter solcher hochweisen Obrigkeit können Rath und Bürgerschaft nichts Anderes erwarten als die Wohlfahrt der Stadt....

Sanderus. Und darum sind so viele andere reiche und vornehme Männer übergangen worden, die sich um den hohen Posten beworben haben.

Hermann. Ja, ja. Na, ich hoffe, sie sollen ihre Wahl auch nicht bereuen.

Abrahams und **Sanderus.** Wir recommandiren uns sammt und sonders in des Herrn Burgemeisters Gewogenheit.

Hermann. Es wird mir ein Vergnügen sein, Wohldenselben einen Dienst zu erweisen. Entschuldigen Dieselben, daß ich sie nicht weiter begleite.

Sanderus. Ei, das würde sich auch für den Herrn Burgemeister nicht schicken, weiter mitzugehen.

Hermann (ruft einen von den Bedienten). Ihr da, Kamerad, da habt Ihr was zu einer Kanne Bier.

Die Bedienten. Ach wir können das nicht annehmen, Euer Wohlgeboren.

(Sanderus, Abrahams und die Bedienten ab.)

Dritte Scene.

Hermann. Geske.

Hermann. Geske! Geske!

Geske (drinnen). Ich habe keine Zeit.

Hermann. Komm heraus, ich habe Dir was zu sagen, was Du Dir Zeit Deines Lebens nicht hast träumen lassen!

Geske (kommt heraus). Nu, was ist denn das?

Hermann. Hast Du Kaffe im Hause?

Geske. Ach Schnack, wann brauch' ich denn Kaffe?

Hermann. Aber Du wirst ihn von jetzt an brauchen; in einer halben Stunde kriegst Du Visite von sämmtlichen Rathsfrauen.

Geske. Ich glaube, der Mann träumt.

Hermann. Ja, ich träume so, daß ich uns eine Burgemeisterei an den Hals geträumt habe!

Geske. Hör' Mann, mach' mich nicht böse! Du weißt, wie es Dir neulich ging.

Hermann. Hast Du nicht zwei Herren mit ihren Bedienten gesehen, die hier vorbeigingen?

Geske. Ja, die habe ich gesehen.

Hermann. Die waren hier und verkündigten mir im Namen des Raths, daß ich Burgemeister geworden bin.

Geske. I den Teufel auch!

Hermann. Zeige nun, theure Frau, daß Du Dich von jetzt ab eines vornehmen Wesens befleißigst und daß keine von den alten Kannegießernicken in Dir stecken geblieben ist.

Geske. Ach ist es denn wahr, mein Herzensmann?!

Hermann. So wahr ich hier stehe. Gleich werden wir das ganze Haus voll Gratulationen haben und gehorsamste Diener und Dienerinnen.

Geske (auf den Knieen). Ach mein Herzensmann, vergieb mir, wenn ich Dir früher Unrecht gethan habe.

Hermann. Alles vergeben! Gieb Dir nur von jetzt ab Mühe, ein wenig vornehm zu werden, so soll Dir meine Gnade erhalten bleiben. Aber wo kriegen wir nur schnell einen Bedienten her?

Geske. Wir nehmen schnell etwas von Euern Kleidungsstücken und ziehen es dem Heinrich an, bis wir ihm eine Livree kaufen können. Aber hört, mein Herz, da Ihr nun doch Burgemeister geworden seid, so will ich bitten: bestraft doch Geert den Kürschner für den Tort, den er mir gestern angethan hat.

Hermann. Ei meine Herzensfrau, die Frau des Burgemeisters muß an das Unrecht nicht mehr denken, das der Frau des Kanngießers widerfahren ist. Und nun ruf' einmal den Heinrich her.

Vierte Scene.

Geske. Hermann. Heinrich.

Geske. Heinrich!

Heinrich. He?

Geske. Heinrich, so darfst Du von jetzt ab nicht mehr antworten; weißt Du nicht, was uns widerfahren ist?

Heinrich. Nein, ich weiß nichts.

Geske. Mein Mann ist Burgemeister geworden.

Heinrich. Wovon?

Geske. Wovon? Von Hamburg!

Heinrich. I was den Henker, das ist ja ein teufelsmäßiger Sprung für einen Kanngießer.

Hermann. Heinrich, Du mußt Dich anständiger ausdrücken; bedenke, daß Du jetzt Bedienter bei einem großen Manne bist.

Heinrich. Bedienter? Na das Avancement ist so groß nicht.

Hermann. Du wirst schon noch avanciren, Du kannst mit der Zeit Reutendiener werden, warte nur! Auch sollst Du blos auf ein paar Tage Bedienter sein, bis ich einen andern kriege. Er muß meinen braunen Rock anziehen, mein Herzchen, bis die Livree fertig ist.

Geske. Aber der wird ihm zu lang sein, fürcht' ich.

Hermann. Ja gewiß, er ist ihm zu lang; aber in der Eile muß man sich helfen, wie man kann.

Heinrich. Ach Herr je, der reicht mir bis an die Hacken, da seh' ich aus wie ein Judenpriester.

Hermann. Höre, Heinrich —

Heinrich. Ja, Meister.

Hermann. Du Schlingel, daß Du mir nicht mehr mit solchen Titeln kommst! Von jetzt ab, wenn ich Dich rufe, sagst Du: Herr! und wenn Jemand kommt und mich sprechen will, sagst Du: Burgemeister von Bremen ist zu Hause.

Heinrich. Soll ich das sagen, einerlei ob der Herr zu Hause ist oder nicht?

Hermann. Welch ein Gewäsche! Wenn ich nicht zu Hause bin, sollst Du sagen: Herr Burgemeister von Bremenfeld ist nicht zu Hause, und wenn ich nicht zu Hause sein will, sollst Du sagen: Herr Burgemeister von Bremenfeld giebt heute keine Audienz. Hör', mein Herz, Du mußt gleich etwas Kaffe machen; Du mußt doch etwas haben, die Rathsfrauen zu tractiren, wenn sie kommen. Denn davon hängt in Zukunft unsere Reputation ab, daß man sagen kann: Burgemeister von Bremenfeld giebt guten Rath und seine Frau giebt guten Kaffe. Ich bin so in Sorge, mein Herz, daß Ihr nichts verfehlt, bevor Ihr Euch an den Stand, in den Ihr nun kommt, gewöhnt habt. Heinrich, spring' Du mal hin nach einem Theebrett und einigen Tassen, das Mädchen soll mal für vier Schillinge Kaffe holen, man kann ja immer mehr kriegen. Bis auf Weiteres, mein Herz, laßt Euch das zur Regel dienen, nicht viel zu sprechen, bis Ihr gelernt habt einen honetten Discurs zu führen. Aber Ihr müßt auch nicht zu demüthig sein, sondern haltet auf Euren Respect und arbeitet vor Allem dahin, das alte Kanngießerwesen aus dem Kopf zu kriegen; Ihr müßt Euch einbilden, als ob Ihr schon lange Jahre Frau Burgemeisterin gewesen wärt. Für die Fremden, die des Morgens kommen, muß ein Theetisch gedeckt stehen, Nachmittags ein Kaffetisch und dabei wird dann Karten gespielt. Da giebt es ein gewisses Spiel, das heißt à l'hombre, hundert Thaler wollt' ich geben, wenn Ihr und unsere Tochter Fräulein Engelke das verständet. Ihr müßt nur fleißig Acht geben, wenn Ihr Andere spielen seht, um es zu lernen. Des Morgens müßt Ihr bis neun oder halb zehn im Bette bleiben; denn das sind blos gemeine Leute, die des Sommers mit der Sonne

aufstehen. Sonntags jedoch müßt Ihr etwas eher aufstehen; denn an diesem Tage beabsichtige ich zu mediciniren. Auch müßt Ihr Euch eine hübsche Schnupftabaksdose anschaffen, die müßt Ihr neben Euch auf den Tisch legen, wenn Ihr Karten spielt. Wenn Einer Eure Gesundheit trinkt, müßt Ihr sagen: mon très humble serviteur, ich danke, und wenn Ihr gähnt, müßt Ihr Euch ja nicht den Mund zuhalten, das ist bei vornehmen Leuten nicht mehr Mode. Endlich wenn Ihr in Mannsgesellschaft seid, müßt Ihr nicht zu prüde sein, sondern den Anstand ein bischen bei Seite setzen.... Hört, ich habe noch was vergessen: Ihr müßt Euch auch einen Schoßhund zulegen, der Euch so lieb sein muß wie Eure eigne Tochter; das ist ebenfalls vornehm. Unsere Nachbarin Ariante hat einen hübschen Hund, den kann sie Euch leihen, bis wir selbst einen kaufen. Dem Hunde müßt Ihr einen französischen Namen geben, es wird mir schon noch einer einfallen, wenn ich nur erst Zeit habe, darüber nachzudenken. Der muß beständig auf Eurem Schoße liegen, und wenn Fremde dabei sind, müßt Ihr ihn wenigstens ein halb Mandel mal küssen.

Geske. Nein, mein Herzensmann, das kann ich unmöglich thun, man kann ja nie wissen, wo so ein Hund sich herumgewälzt hat, davon könnte man ja den Mund voll Läuse und Flöhe kriegen.

Hermann. Ei was, kein Geschwätz! Wollt Ihr eine Dame sein, müßt Ihr auch Damenmanieren haben. Ueberdies kann solch ein Hund Euch zur Einfädelung eines Discurses dienen; denn wenn Ihr nicht wißt, von was Ihr sprechen sollt, so könnt Ihr von den Qualitäten und Tugenden Eures Hundes erzählen. Thut nur was ich sage, mein Herz, ich verstehe mich auf die vornehme Welt besser als Ihr; spiegelt Euch nur an mir! Ihr sollt sehen, daß auch nicht die geringste von den alten Gewohnheiten bei mir zurückbleiben soll. Mir soll es nicht gehen, wie einem gewissen Fleischer, der, als er Rathsmann geworden war, wenn er eine Seite geschrieben hatte, und das Blatt umwenden wollte, die Feder quer in den Mund nahm, wie er ehemals mit seinem Fleischermesser gewohnt gewesen war. Geht jetzt nur hinein

und trefft Eure Anstalten, ich habe noch etwas mit Heinrich allein zu sprechen.

(Geske geht ab)

Fünfte Scene.

Hermann. Heinrich.

Hermann. Hör, Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Hermann. Meinst Du nicht, daß meine Erhöhung mir viel Neider machen wird?

Heinrich. Ei was, an Neider muß der Herr sich nicht kehren! Ich wollte nur, man hätte mich auf diese Weise zum Burgemeister gemacht, meine Neider sollte gewiß die Schwerenoth —

Hermann. Das Einzige, wovor mir bange ist, sind einige kleine Ceremonien; denn auf solche Lappalien sehen die Leute mehr als auf solide Dinge. Hätte ich nur den ersten Tag überstanden, wo ich meinen Einzug aufs Rathhaus halten muß, da wollt' ich schon zufrieden sein. Denn was die einzelnen soliden Geschäfte betrifft, die sind ein Butterbrod für mich. Aber darauf muß ich mich vorbereiten, wie ich das erste Mal meine Colleguffer empfangen soll, um keinen Verstoß gegen die herkömmlichen Ceremonien zu machen.

Heinrich. Ei Narrenspossen, Herr Burgemeister! Das ist kein braver Mann, der sich an Ceremonien kehrt. Ich für meine Person, wenn ich solchen Einzug halten müßte, thäte weiter nichts, als ich reichte den Rathsherren meine Hand zum Küssen hin und zöge die Stirne tüchtig in Falten, und damit wollte ich ihnen denn schon schweigend zu erkennen geben, daß ein Burgemeister kein Krammetsvogel oder Pfannkuchen ist.

Hermann. Allein bedenke, daß ich gleich den ersten Tag, wo ich octroducirt werde, auch eine Oration halten muß. Nun kann ich allerdings eine Oration halten, so gut wie Einer in der Stadt, ja ich wollte mich obligiren, eine Predigt zu halten, und wenn das morgen sein sollte. Aber sintemal ich einem solchen

Act noch nie beigewohnt habe, so weiß ich nicht so recht, welche Formularien man dabei zu gebrauchen pflegt.

Heinrich. Ei Herr, das sind blos die Schulmeister, die sich an Formularien binden. Ich für meine Person, wenn ich Burgemeister wäre, begnügte mich, ihnen kurz und bündig einige Worte zu sagen, wie zum Exempel: Es scheint wol einigermaßen wunderlich, edle und wohlweise Herren vom Rath, daß ein miserabler Kanngießer so in einem Augenblick zum Burgemeister umgegossen ist....

Hermann. Pfui, pfui, das wäre ein lumpiger Anfang.

Heinrich. Nein, das sollte auch der Anfang gar nicht sein, vielmehr würd' ich meine Rede so beginnen: Ich danke Euch, edle und hochweise Herren, für die Ehre, die Ihr mir angethan, indem Ihr einen armseligen Kanngießer, wie ich bin, zum Burgemeister gemacht habt......

Hermann. Kommst Du schon wieder mit Deinem verfluchten Kanngießer! Auf dem Rathhaus von so etwas zu sprechen, wäre unanständig; da muß ich thun, als wär' ich als Burgemeister zur Welt gekommen. Wollte ich solche Rede halten, würde ich blos verachtet und ausgespottet werden. Nein, nein, Heinrich, Du würdest einen schlechten Orator abgeben. Ein Schelm, der da sagt, ich wäre jemals Kanngießer gewesen! Nur zum Zeitvertreib habe ich mich ein bischen mit dem Gießen abgegeben, wenn ich vom Studiren ermüdet war.

Heinrich. Und wer mir sagt, daß ich ehemals Kanngießerjunge gewesen, ist ebenfalls ein Schelm.

Hermann. Warum willst Du denn, daß ich solche Rede halten soll?

Heinrich. Ei nur ein bischen Geduld, der Herr ist gar zu hitzig. Nebenbei würd' ich ihnen auf eine höfliche Manier bemerkbar machen, daß, wenn Einer sich darüber moquirte, daß ich früher Kanngießer gewesen, so sollte den das Donnerwetter regieren. Und wenn ich bei Einem die geringste moquante Miene bemerkte, so würde ich sagen: Edle und wohlweise Herren, bildet Ihr Phantasten Euch ein, daß Ihr mich zum Burgemeister gemacht habt, um mich zum Narren zu halten?

Und dabei würd' ich mitten in der Oration tüchtig aufs Katheder schlagen, so daß sie gleich an meiner Introductionsrede merken sollten, daß ich nicht mit mir spaßen lasse und daß sie einen Burgemeister gekriegt haben, der Haare auf den Zähnen hat. Denn wenn der Herr Burgemeister sich im Anfang unterkriegen läßt, so wird der Rath ihn allezeit für einen Schlingel halten.

Hermann. Du sprichst selbst wie ein Schlingel. Es wird mir schon noch einfallen, was für eine Rede ich halten will. Laß uns hineingehen.

(Beide ab.)

Vierter Act.

Erste Scene.

Heinrich allein, er trägt einen Rock mit Litzen, der ihm bis auf die Hacken geht und mit weißem Papier besetzt ist.

Heinrich. Ein Hundsfott will ich sein, wenn ich begreifen kann, wie der Rath auf den Einfall gekommen ist, meinen Meister zum Burgemeister zu machen. Ich sehe da keine Uebereinstimmung zwischen einem Kanngießer und solcher hohen Obrigkeit, sie müßte denn darin bestehen, daß, wie ein Kanngießer alte Teller und Schüsseln umgießt und reparirt, so auch ein guter Burgemeister durch gute Gesetze die Republik repariren kann, wenn sie in Verfall ist. Aber die guten Leute haben dabei nur außer Acht gelassen, daß mein Meister der schlechteste Kanngießer war in ganz Hamburg, und darum, wenn sie ihn aus dem Grunde gewählt haben, wird er auch der schlechteste Burgemeister sein, den wir gehabt haben. Das einzige Gute bei der Wahl ist, daß ich Reutendiener werde; das ist ein Amt, dazu hab' ich nicht bloß Neigung, sondern auch natürliche Bestimmung. Denn schon wie ich ein Kind war, freute ich mich jedesmal, wenn ich Einen in Arrest schmeißen sah. Auch ist das für Einen, der sich darein zu schicken weiß, ein ganz einträglicher Posten. Denn erstlich muß ich mir nun den Anschein geben, als ob ich recht viel bei unserm Burgemeister zu sagen habe. Haben sich die Leute den Glaubensartikel nur erst in den Kopf gesetzt, so gewinnt Heinrich dabei zum wenigsten seine hundert bis zweihundert Thaler jährlich. Die will ich aber nicht aus Habsucht nehmen, sondern blos um zu zeigen, daß ich mein Amt als Reutendiener verstehe.

Will Einer mit dem Burgemeister sprechen, so sag' ich, er ist nicht zu Hause; sagt er, er hat ihn am Fenster gesehen, so schwör' ich, es ist nicht wahr, er ist doch nicht zu Hause. Die Leute in Hamburg wissen auf dem Fleck, was solch ein Schwur bedeutet; sie drücken Heinrich einen Thaler in die Hand, und da kommt der Herr gleich nach Hause; ist er unpaß, so wird er gleich wieder gesund; sind Fremde bei ihm, so gehen sie gleich wieder fort; liegt er zu Bett, steht er Augenblicks auf. Ich habe ab und zu mit vornehmen Lakaien verkehrt, ich weiß schon, wie das in solchen Häusern zugeht. Vor diesem, da die Leute noch dummer waren als Pferde und Esel, da nannte man das Nefas, jetzt aber heißt es Extra, Trinkgeld oder zufällige Einnahme. Aber sieh, da kommt Annecke, sie weiß noch nichts von dieser Veränderung, sie hat noch ihren gemeinen Kanngießergang und Miene.

Zweite Scene.

Annecke. Heinrich.

Annecke. Ha, ha, ha! Nein, sieht das Ungethüm aus! Du hast Dir wohl eine Adrienne umgebunden?

Heinrich. Hör' Du Kanngießer-Carnallie, hast Du noch niemals einen Lakaien in Livree gesehen? Solch gemeines Volk ist doch meiner Treu wie das Vieh! da stehen sie und gaffen Einen an, wie die Kuh das neue Thor, wenn der Mensch sich einmal einen andern Rock angezogen hat, als gestern.

Annecke. Nein, Spaß apart; weißt Du nicht, daß ich heut wahrsagen gelernt habe? Hier war heut ein altes Weib, das den Leuten aus der Hand las, der hab' ich ein Stück Brod gegeben, und dafür hat sie mich die Kunst gelehrt, den Leuten aus der Hand zu lesen, was ihnen widerfahren wird. Könnt' ich nur Deine Hand sehen, ich wollte Dir Dein Schicksal gleich prophezeien.

Heinrich. Ja, ja, Annecke, Heinrich ist nicht so dumm, wie Du denkst; ich rieche schon Lunte, Du hast einen Wink gekriegt von der Beförderung, die mir heute versprochen ward.

Annecke. Nein, wahrlich, davon weiß ich nichts.

Heinrich. Nun seh' Einer nur, was für ein ehrbares Gesicht die machen kann! Ja gewiß, Du hast es gehört, und darum hast Du auch gut prophezeien. Nein, Heinrich ist trocken hinter den Ohren, der läßt sich nicht so leicht an der Nase führen!

Annecke. Ich kann den höchsten Eid darauf schwören, daß ich nicht das Mindeste von dem gehört habe, wovon Du sprichst.

Heinrich. Hast Du nicht eben mit der Frau Burgemeisterin gesprochen?

Annecke. Ich glaube, der Bursch ist verrückt geworden; kenne ich die Frau Burgemeisterin?

Heinrich. So hat es Dir, meiner Six, das Fräulein gesagt.

Annecke. Ei, nun hör' einmal mit den Narrheiten auf!

Heinrich. Sieh da, Annecke, da hast Du meine Hand, nun prophezeie so viel Du willst. Ich merke recht gut, daß Du einen Wink von der Sache gekriegt hast, so fremd Du Dich auch stellst. Aber das kann nichts schaden, wenn Du auch polisch bis; unser ganzes Haus muß jetzt so werden. Nun, was liest Du in meiner Hand?

Annecke. Ich lese, Heinrich, daß des Meisters Calfacter, der hinter dem Ofen hängt, heut noch auf Deinem Rücken einen lustigen Galopp tanzen wird. Ist das nicht eine Unverschämtheit, so umherzugehen und sich auszuputzen, während es im Hause so viel zu thun giebt, und dem Meister seinen Rock so zuzurichten?

Heinrich. Hör, Annecke, ich kann auch prophezeien, und zwar ohne die Hände zu sehen; ich prophezeie Dir, daß Du eine Carnallie bist, und daß Du für Dein unverschämtes Maul ein bis zwei Ohrfeigen kriegen wirst, wie es gerade kommt. Sieh, da ist die Prophezeiung gleich erfüllt!

(Giebt ihr ein paar Ohrfeigen.)

Annecke. Au, au, au, das sollen Dir theure Ohrfeigen werden!

Heinrich. Lerne Du ein andermal mehr Respect haben vor eines großen Herrn Bedienten ....

Annecke. Na wart' nur, nun kommt gleich die Frau Meisterin!

Heinrich. Vor dem ersten Bedienten des Burgemeisters...

Annecke. Sie wird es Dir auf Deinen Rücken bezahlen!

Heinrich. Vor einem Reutendiener ....

Annecke. Ja, ja, ich sag' es noch einmal, das sollen Dir theure Ohrfeigen werden.

Heinrich. Vor einer Person, die großen Einfluß beim Burgemeister hat ....

Annecke. Ach, ach, mich hat noch Niemand hier im Hause geschlagen!

Heinrich. Dem die ganze Bürgerschaft noch viel Caressen und Baselemengs machen wird ....

Annecke. Der Bursche, glaub' ich, ist ganz und gar verrückt. He, Frau Meisterin, Frau Meisterin, kommt heraus!

Heinrich. St! st! st! Du wirst schön ankommen mit Deiner Frau Meisterin! Jetzt merk' ich freilich, daß Du nicht weißt, was hier passirt ist; darum will ich Dir Dein Unrecht vergeben als ein Christ. Der Rath hat mit Stimmenmehrheit unsern Meister zum Burgemeister gewählt und die Frau Meisterin zur Burgemeisterin. Engelke hat ihre Jungferschaft verloren und ist mit dem Fräuleinstitel begnadigt worden. Na, nun wirst Du doch einsehen, daß ich mich nicht mehr hinstellen kann und arbeiten? Darum geh' ich auch, wie Du siehst, in Livree.

Annecke. Ei, willst Du mich noch obendrein zum Narren halten?

Heinrich. Es ist wie ich sage, Annecke; sieh, da kommt das Fräulein, sie wird meine Worte bestätigen.

Dritte Scene.

Engelke. Annecke. Heinrich.

Engelke. Ach, Gott helfe mir armem Mädchen, nun, sehe ich, ist alle Hoffnung zu Ende.

Heinrich. Ei, Fräulein, ist das jetzt Zeit zu weinen, da Euren Eltern solches Glück widerfahren ist?

Engelke. Halt' Deinen Mund, Heinrich, ich will kein Fräulein sein.

Heinrich. Na, was wollt Ihr denn sein? Jungfer seid Ihr nicht mehr, da müßt Ihr doch Fräulein sein, das ist ja die nächste Stufe, auf die Eine kommt, wenn sie ihre Jungferschaft losgeworden ist.

Engelke. Ich wollte lieber, ich wäre eines Bauern Tochter, so wär' ich doch gewiß, den kriegen zu können, an den ich einmal mein Herz verschenkt habe.

Heinrich. Ei so, also blos darum weint das Fräulein, weil es gern heirathen will? Nun kann Sie ja vom Flecke weg heirathen, nun kriegt Sie Jeden, auf den Sie nur mit dem Finger weist, die halbe Stadt wird ja das Haus stürmen, um des Burgemeisters Schwiegersohn zu werden.

Engelke. Ich will keinen haben als Antonius, dem ich einmal die Ehe versprochen habe.

Heinrich. Ei pfui, Jungfer, einen Stellmacher wollt Ihr nehmen? Mit dem könnt' ich ja nicht einmal umgehen, der ich nur Reutendiener bin.

Engelke. Halt' Du Deinen Mund, Du Tölpel! Lieber lass' ich das Leben, als daß ich mir einen Andern aufzwingen lasse.

Heinrich. Nun, gebt Euch zufrieden, wohlgebornes Fräulein: wir wollen sehen, ich und der Burgemeister, ob wir dem Antonius nicht zu einem Amt verhelfen können, und dann kann Sie ihn ja meinetwegen kriegen. (Annecke weint.) Worüber weinst Du, Annecke?

Annecke. Ich weine über das Glück, das unserm Hause widerfahren ist.

Heinrich. Das ist gewiß, Annecke, daß Du auch alle Ursache hast Dich zu freuen. Wer Henker hätte wol gedacht, daß so Eine, wie Du bist, noch einmal eine Mamsell werden sollte?

Annecke. Und wer Henker hätte wol gedacht, daß solch ein Schwein, wie Du bist, noch einmal Reutendiener werden sollte?

Heinrich. Hört Kinderchen, für diesmal hab' ich keine Zeit mit Euch weiter davon zu sprechen, die Frau Burgemeisterin erwartet Fremde, ich muß den Kaffe zurichten. Sieh, da ist sie, nun laßt uns gehen, ich muß laufen und den Kaffetisch holen.

(Gehen ab.)

Vierte Scene.

Geske (mit einem Hunde auf dem Arm). **Heinrich** (kommt zurück mit einem Kaffetisch und stellt sich sehr geschäftig).

Geske. Hör' Heinrich, ist schon Syrup im Kaffe?

Heinrich. Nein, Frau Meisterin.

Geske. Nichts von Herrn oder Frau Meisterin mehr, Heinrich, das sag' ich Dir ein= für allemal. Lauf, hol' den Syrup und thu ihn in den Topf. (Heinrich geht.) Von all diesen Umständen wußt' ich früher nichts; ich denke indessen, wenn ich es nur erst gewohnt bin, wird es mir wol leichter werden.

Heinrich. Hier ist der Syrup.

Geske. Thu ihn in den Topf. Element, da pochts; nun erleb' ich, daß die Rathsfrauen kommen.

Heinrich (an der Thür). Mit wem wollt Ihr sprechen?

Ein Mädchen (draußen). Sag' Deinem Meister, daß er ärger lügen kann, als zehn Kanngießer, ich habe ein Paar Schuhe zerrissen, blos damit, daß ich so oft nach der Menage habe laufen müssen.

Heinrich. Ich frage, mit wem Ihr sprechen wollt?

Das Mädchen. Ich will mit Meister Hermann sprechen.

Heinrich. Na, da bist Du auf dem Holzweg; hier wohnt Burgemeister von Bremenfeld.

Das Mädchen. Das ist doch schrecklich, erst kann man seine Sachen nicht fertig kriegen, und dann soll man sich noch obenein von solchem lumpigen Kanngießer zum Narren halten lassen.

Heinrich. Hast Du Dich über den Kanngießer zu beklagen, so geh' aufs Rathhaus; wenn ich anders den Burgemeister von Bremenfeld kenne, wirst Du schon Recht kriegen.

Zwei Lakaien (draußen). Unsere wohledlen Frauen lassen fragen, wann es der Frau Burgemeisterin genehm ist, so möchten sie gern die Ehre haben, ihr aufzuwarten.

Heinrich (zum Mädchen). Hörst Du nun, Du Carnallie, daß hier kein Kanngießer wohnt? (Zu den Bedienten) Ich werde fragen, ob die Frau Burgemeisterin zu Hause ist.

(Das Mädchen geht.)

Heinrich (zu Geske). Da sind zwei Rathsfrauen draußen, die wollen mit der Frau Meisterin sprechen.

Geske. Laß sie hereinkommen.

Fünfte Scene.

Madame Abrahams. Madame Sanderus. Geske. Heinrich.
(Beide küssen Gesken das Kleid.)

Madame Abrahams. Wir sind heut hiehergekommen, um unsere unterthänigste Gratulation abzustatten und die herzliche Freude und das Vergnügen zu temoigniren, so Dero Avancement uns bereitet, ingleichen uns in Dero Affection und Gewogenheit zu recommandiren.

Geske. Très humble serviteur. Ich weiß nicht, ob Sie vielleicht ein Schälchen Kaffe trinken?

Madame Abrahams. Wir danken der Frau Burgemeisterin, wir sind für diesmal blos gekommen, um zu gratuliren.

Geske. Très humble serviteur. Aber ich weiß schon, Kaffe trinken Sie gern, Sie wollen sich blos nöthigen lassen. Haben Sie doch die Güte und nehmen Sie Platz, der Kaffe ist gleich fertig. Heinrich?

Heinrich. Wohlgeborne Frau.

Geske. Hast Du den Syrup in den Kaffe gethan?

Heinrich. Ja wohl.

Geske. Seid denn so gut, Ihr lieben Madamen, und nehmt vorlieb.

Madame Sanderus. Frau Burgemeisterin will die Güte haben, uns zu excusiren, wir trinken niemals Kaffe.

Geske. Ei dummes Zeug, das weiß ich besser, haben Sie die Güte und nehmen Sie Platz.

Madame Abrahams (bei Seite). Ach Masoeur, ich bin im Stande, mich zu übergeben, wenn ich blos an den Syrup denke.

Geske. Heinrich, komm mal 'rein, schenk' die Tassen ein.

Madame Sanderus. Es ist schon genug, Kamerad; ich kann blos eine halbe Tasse trinken.

Heinrich. Ich soll die Frau Burgemeisterin bitten, doch einen Augenblick zum Herrn Burgemeister zu kommen.

Geske. Entschuldigt mich, Ihr guten Frauen, ich muß einen Augenblick fort; Sie werden aber gleich die Ehre haben, mich wiederzusehen. (Ab.)

Sechste Scene.

Die beiden Rathsherrenfrauen allein.

Erste Rathsherrenfrau. Ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha! Wer ist nun am meisten angeführt, Schwester, sie, daß wir hier sitzen und sie heimlich auslachen, oder wir, daß wir Kaffe mit Syrup trinken müssen?

Zweite Rathsherrenfrau. Sprich mir um Gottes willen nicht mehr von dem Syrup, Schwester; es sitzt mir schon bis hieher, wenn ich blos daran denke.

Erste Rathsherrenfrau. Hast du Acht gegeben, welche Miene sie machte, als wir ihr die Schürze küßten? Ha, ha, ha, ha, ha! Das vergesse ich nicht, so lange ich lebe, das très-humble-serviteur, ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha!

Zweite Rathsherrenfrau. Lach' nicht so laut, Schwester; ich bin bange, daß sie es hören kann.

Erste Rathsherrenfrau. Ach Schwester, das ist 'ne Kunst sich hier das Lachen zu verhalten. War das nicht auch ein allerliebster Hund, den sie auf dem Arme hatte? Der schönste Kettenhund, den man sich nur wünschen kann; ich wette, sie nennt ihn noch obendrein Joli. Ach Himmel, wie wahr ist es doch, was das Sprüchwort sagt, daß Niemand so hochmüthig ist, als der Bauer, wenn er zum Edelmann wird! Darum ist auch nichts gefährlicher als solch rascher Glückswechsel. Wer von vornehmer Familie stammt, und eine anständige Erziehung genossen hat, der verändert sich nicht so leicht, ja im Gegentheil, er wird wol gar demüthiger, je höher er steigt. Die Menschen aber, die so rasch in die Höhe schießen, wie die Pilze, in denen ist die Hoffart so recht zu Hause.

Zweite Rathsherrenfrau. Woher mag das nur kommen? Solche Leute, dünkt mich, müßten ja erst recht demüthig sein, wenn sie ihres früheren Standes gedenken.

Erste Rathsherrenfrau. Das liegt wol daran: wer wirklich vornehm ist, denkt gar nicht daran, man könnte ihm die schuldige Ehre verweigern, und bekümmert sich daher auch nicht darum, wie man sich gegen ihn benimmt. Gemeine Leute dagegen sind gegen Jedermann voll Mißtrauen; jedes Wort, jede Miene, denken sie, soll ihnen ihre Herkunft vorrücken, und darum suchen sie ihre Würde durch Stolz und Tyrannei aufrecht zu erhalten. Glaub' mir, Herzensschwester, es ist doch was dran, von guter Herkunft zu sein. Aber da kommt der Bursche zurück, jetzt müssen wir still sein.

Siebente Scene.

Heinrich. Die Rathsherrenfrauen.

Heinrich. Lassen sich die guten Madamen nur nicht die Zeit lang werden, Ihro Wohlgeboren werden gleich wieder da sein. Der Herr Burgemeister hat ihr ein neues Halsband für ihren Hund verehrt, aber es war ein wenig zu weit, und nun ist der Schneider drin, um das Maß zu nehmen von dem Hunde seinem Hals; sobald das besorgt ist, kommt sie wieder. Aber, Ihr guten Madamen, Ihr müßt nicht böse sein, wenn ich Sie um etwas bitte: wollen Sie wol so gut sein und an mich denken, so mit einer kleinen Discretion? Ich habe schwere Arbeit hier im Hause und muß schleppen wie ein Vieh.

Erste Rathsherrenfrau. Mit Vergnügen, Kamerad, hier ist ein Gulden, wenn er den nicht verschmähen will.

Heinrich. Ach, mich gehorsamst zu bedanken, ich wollte nur, ich könnte Ihnen wieder dienen. Nun sollen Sie aber auch tüchtig trinken, während die Madame draußen ist, sie nimmt's wahrhaftig nicht übel, und wenn auch, so will ich sie schon wieder gut machen.

Erste Rathsherrenfrau. Ach, Kamerad, der größte Dienst, den Ihr uns erweisen könnt, ist, uns nicht zu nöthigen.

Heinrich. Wie gesagt, wohlgeborne Madamen, die Frau Burgemeisterin nimmt das nicht übel, Sie müssen nur tüchtig trinken. Aber vielleicht ist er nicht süß genug? Wir können gleich noch Syrup kriegen. Aber da kommt die Frau Burgemeisterin selbst.

Achte Scene.

Die Vorigen. Geske.

Geske. Bitte um Entschuldigung, daß ich so lange geblieben bin. Aber die Damen haben ja nicht getrunken, die Kanne müssen wir leer kriegen, auf mein Wort, und hernach, wenn wir Kaffe getrunken haben, müssen Sie unser Bier kosten, das ist, ohne Ruhm zu melden, so gut, wie irgendwo in der Stadt.

Madame Sanderus. Ach, mir wird auf einmal so übel, die Frau Burgemeisterin muß mich excusiren, ich muß fort, meine Schwester wird wol bleiben und es mit Dank annehmen.

Madame Abrahams. Nein, das wäre ja Sünde, wenn ich meine Schwester verließe. Wir recommandiren uns der Frau Burgemeisterin zu Gnaden.

Geske. Ja da müßt Ihr wahrhaftig ein Glas Branntwein nehmen, davon werdet Ihr gleich wieder gesund, das vertreibt die Winde. Heinrich, spring' einmal hinaus, hol' ein Glas Genever, Madam ist nicht wohl.

Madame Sanderus. Nein Excuse, Frau Burgemeisterin, ich muß gehen.

(Beide ab.)

Neunte Scene.

Eine andere Rathsherrenfrau. Geske. Heinrich.

Die Rathsherrenfrau. Unterthänige Dienerin, wohlgeborne Frau. Ich komme, schuldigermaßen meinen Glückwunsch abzustatten.

(Geske reicht ihr die Hand zum Küssen hin und sie küßt sie ihr.)

Geske. Es wird mir ein Vergnügen sein, wenn ich oder der Burgemeister Ihr dienen können. Will Sie sich nicht setzen, sei Sie doch so gut; Sie muß keine Complimente machen, sondern thun, als ob Sie bei Ihres Gleichen wäre.

Die Rathsherrenfrau. Ich danke gehorsamst, wohlgeborne Frau. (Setzt sich.)

Geske. Da waren eben ein Paar von Ihren Mitcolleginnen und tranken Kaffe mit mir, ich glaube wol, es sind noch ein paar Tassen übrig; wenn Ihnen gefällig ist, der Grund ist das Beste. Ich kann meiner Treu nicht mehr trinken, ich habe schon so viel in den Leib gekriegt, mir steht der Magen, wie 'ne Trommel.

Die Rathsherrenfrau. Ich danke unterthänigst, ich habe so eben Kaffe getrunken.

Geske. Nach Belieben. Wir vornehmen Leute nöthigen Niemand. Aber hört, meine gute Madam, kann Sie mir keine Französin recommandiren für mein Fräulein Tochter? Ich möchte gern, daß sie französisch lernte.

Die Rathsherrenfrau. Ja, wohlgeborne Frau, ich kenne Eine, die ist recht geschickt.

Geske. Gut, aber das muß sie sich zum Voraus merken, daß sie mich nicht Madam nennt, wie diese Franzosen wol zu thun pflegen, das leide ich nicht. Nicht als ob ich hochmüthig wäre; aber ich habe so mein Bedenken dabei.

Die Rathsherrenfrau. Nein, das muß auch nicht sein. Aber könnt' ich nicht die Ehre haben, dem Fräulein Tochter ebenfalls die Hände zu küssen?

Geske. Herzlich gern. Heinrich, ruf' mal das Fräulein; sag' ihr, hier wär eine Rathsherrenfrau, die wollte ihr die Hände küssen.

Heinrich. Ich glaube nicht, daß sie kommen kann; sie sitzt eben und versohlt ihre Strümpfe.

Geske. Nun hör' ein Mensch, wie der Tölpel da steht, und ins Blaue schwatzt! Ha, ha, ha! er wollte sagen, sie baldyrt.

(**Arianke Goldschmiedin**, was eine verkleidete Mannsperson ist, tritt ein.)

Arianke. Ach, meine liebe Schwester Geske, ist das wahr, daß Dein Mann Burgemeister geworden ist?! Das ist mir doch

so lieb, als ob mir Einer zwei Mark geschenkt hätte. Nun zeig' einmal, daß Du nicht stolz geworden bist, sondern Deine Dutzschwester noch kennst. (Geske bleibt stumm.) Seit wann ist Dein Mann Burgemeister, Schwester? (Geske bleibt noch immer stumm.) Du sitzest in Gedanken, Schwester, ich frage, seit wann Dein Mann Burgemeister ist?

Die Rathsherrenfrau. Ihr müßt mehr Respect zeigen, gutes Madamchen, für die Frau Burgemeisterin.

Arianke. Nein, wahrhaftig, mit meiner Schwester Geske mach' ich keine Complimente, wir sind ja immer ein Herz und eine Seele gewesen. Aber wie steht's, Schwester? Mir scheint doch, Du bist etwas hochmüthig geworden?

Geske. Gutes Mutterchen, ich kenne Sie nicht.

Arianke. Na, so kennt mich doch Gott. Wenn Du Geld gebraucht hast, hast Du mich wohl gekannt; Du kannst nicht wissen, mein Mann kann noch dasselbe werden, wie Deiner, bevor er stirbt.

(Geske wird unwohl, sie holt ein Riechfläschchen heraus und riecht daran.)

Heinrich. Hinaus mit Dir, Du altes grobes Stück! Denkst Du, Du stehst hier in Deiner Schmiede, daß Du so sprichst?

(Faßt sie bei der Hand und führt sie hinaus.)

Geske. Ach, Madam, das ist eine Pein, mit diesen gemeinen Leuten umzugehen! Heinrich, Du sollst die Schwerenoth kriegen, wenn Du noch einmal solch ein Bürgerweib hereinläßt.

Heinrich. Die Sau war besoffen, der Branntwein stank ihr zum Halse heraus.

Die Rathsherrenfrau. Der Vorfall thut mir herzlich leid; ich fürchte, die Frau Burgemeisterin haben sich geärgert. Vornehme Leute ertragen nicht viel; je höher der Mensch steigt, je schwächer werden die Nerven.

Geske. Ja, ich kann der Frau zuschwören, daß ich bei weitem nicht die Gesundheit mehr habe, wie in meinem früheren Stande.

Die Rathsherrenfrau. Das glaub' ich gern, Ihro Wohlgeboren werden noch dahin kommen, daß Sie jeden Tag

Medicin nehmen, so haben es die früheren Burgemeisterfrauen auch gemacht.

Heinrich (zu den Zuschauern). Es ist mir, meiner Six, auch so, als hätt' ich, seit ich Reutendiener geworden bin, nicht mehr die Gesundheit, wie früher; ich habe so ein Stechen gekriegt, au, au, just hier in meiner linken Seite. Ihr lacht darüber? Aber es ist wahrhaftig Ernst, ich fürchte ma foi, ehe ich selbst noch ein Wort davon weiß, hab' ich das Podagra am Halse.

Die Rathsherrenfrau. Die Frau Burgemeisterin muß sich auch einen Doctor nehmen, gleich jahrweise für das ganze Haus: der kann ihr dann so einige Tropfen geben, die sie zum wenigsten immer in einer Flasche parat haben muß, ob sie gebraucht werden oder nicht.

Geske. Ja, wahrhaftig, den Rath will ich befolgen. Heinrich, spring mal nachher hin zum Doctor Hermelin und bitte ihn, wenn er Zeit hat, soll er einmal seine Aufwartung bei mir machen.

Die Rathsherrenfrau. Ich muß nun Abschied nehmen, wohlgeborne Frau, und recommandire mich zu Gnaden.

Geske. Ist schon recommandirt, meine liebe Frau Rathsherrin. Wenn Sie was mit mir oder Meister Hermann — wollt' ich sagen, Burgemeister von Bremenfeld zu sprechen hat, nur ohne Umstände; wo wir Ihr oder Ihrem Liebsten zu Diensten sein können, werden wir nicht manquiren.

Die Rathsherrenfrau (küßt ihr die Schürze und sagt): Unterthänigste Dienerin.

Geske. Nun komm herein, mein Mann will hier Audienz geben.

(Alle ab.)

Fünfter Act.

Erste Scene.

Heinrich. Zwei Advocaten. Nachher ein Mann.

Heinrich. Element, nun geht meine Ernte an, nun ist Audienzstunde. Nun sollt Ihr sehen, Ihr guten Leute, ob Einer, der zehn Jahre im Dienst gewesen, sich besser dazu anstellen kann, als ich. Da hör' ich schon pochen. Mit wem wollen die guten Herren sprechen?

Advocat. Wir wollten gern die Ehre haben, mit dem Herrn Bürgermeister zu sprechen.

Heinrich. Er ist noch nicht aufgestanden.

Advocat. Noch nicht aufgestanden um vier Uhr Nachmittags?!

Heinrich. Ja, aufgestanden ist er wol, aber er ist ausgegangen.

Advocat. Aber wir sind ja eben erst in der Thür Jemand begegnet, der mit ihm gesprochen hat?

Heinrich. Ja, zu Hause ist er am Ende wol, aber er befindet sich nicht wohl. (Leise) Die Kerle sind so dumm wie's Vieh, die können nicht begreifen, was ich meine.

Advocat (leise). Ich merke schon, mon frère, der Kerl will sich schmieren lassen; wir müssen ihm einen Gulden in die Hand drücken, dann werden wir schon zum Bürgermeister kommen. Hört, Kamerad, wollt Ihr ein paar Gulden nicht verschmähen, auf unsere Gesundheit zu trinken?

Heinrich. Nein, Ihr guten Herren, Geschenke nehm' ich nie.

Advocat. Ja, was sollen wir da machen, mon frère? Da müssen wir wol ein ander Mal wiederkommen.

Heinrich (winkt ihnen). Holla, Messieurs, seid doch nicht so eilig! Weil Sie es sind, will ich die zwei Gulden nehmen, Sie könnten sonst denken, ich wäre hochmüthig, und das könnte dem Ruf unseres Hauses schaden.

Advocat. Sieh hier, Kamerad, da sind zwei Gulden, wenn Ihr die nicht verschmähen wollt; nun aber seid auch so gut und verschafft uns Audienz.

Heinrich. Gehorsamster Diener. Ihretwegen will ich Alles thun, was ich kann. Der Burgemeister ist zwar gesund wie ein Pferd, aber doch nicht wohl genug, um mit Jedem zu sprechen. Aber da Sie es sind, Messieurs, so ist das eine andere Sache, wollen Sie nur so gut sein und einen Augenblick warten, ich werde Sie sogleich anmelden. Aber da pocht es schon wieder; mit wem wollt Ihr sprechen, guter Freund?

Ein Mann (greift in die Hosentasche). Ich möchte gern die Ehre haben, mit dem Herrn Burgemeister zu sprechen.

Heinrich (leise). Der Mann weiß zu leben, der greift gleich in die Tasche. (Laut) Ja, mein Herr, er ist zu Hause und Ihr sollt ihn sogleich zu sprechen kriegen.

(Heinrich hält die Hand hin, der Andere aber, statt des Geldbeutels, holt blos seine Uhr heraus und sagt:)

Der Mann. Es ist schon vier Uhr, sehe ich.

Heinrich. Wer war es doch, mit dem Monsieur sprechen wollte?

Der Mann. Mit dem Herrn Burgemeister.

Heinrich. Der ist nicht zu Hause, Monsieur.

Der Mann. Aber Ihr sagtet ja eben, er wäre zu Hause?

Heinrich. Kann wol sein, Monsieur: aber dann hab' ich mich versprochen.

(Der Mann geht ab.)

Heinrich (leise). Seh mal Einer den Gauner! Du denkst wol auch, der Burgemeister steht für dich immer parat? (Zu den Advocaten) Nun werd' ich Sie gleich melden. (Ab.)

Advocat. Sieh nur den Burschen, wie der sich schon in sein

Amt zu finden weiß. Verstell' Dich nur gut, mon frère, wir sind die Ersten, die diesem guten Kanngießer das Leben sauer machen, unsere Kameraden werden die Komödie zu Ende bringen. Aber sieh, da kommt er.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Bremenfeld. Nachher ein altes **Weib.**

Erster Advocat. Aus tiefstem Herzensgrunde wünschen wir dem wohlgebornen Herrn Bürgermeister Glück zur hohen Würde, die ihm in dieser Stadt zu Theil geworden, und verhoffen, daß Er, was Milde, Weisheit und Wachsamkeit anbetrifft, keinem seiner Vorgänger nachstehen wird, sintemal Ihro Wohlgeboren sich den Weg zu diesem hohen Amte gebahnt haben nicht durch Reichthum, Verwandtschaft und Freunde, sondern allein durch Dero bekannte große Tugenden, Gelehrsamkeit und Erfahrenheit in Staatssachen.

Bremenfeld. Très humble serviteur.

Zweiter Advocat. Vornehmlich freuen wir uns darüber, daß wir einen Mann zur Obrigkeit bekommen haben, der nicht allein mit einem fast göttlichen Verstande begabt ist ....

Bremenfeld. Gott sei gedankt.

Zweiter Advocat. Sondern der auch dafür bekannt ist, daß er freundlich ist gegen Jedermann und es als sein größtes Vergnügen betrachtet, die Klagen des Publikums zu hören und ihnen abzuhelfen. Ja, ich kann sagen, daß ich vor Freude beinahe in Ohnmacht gefallen bin, da ich zuerst hörte, daß die Wahl den Herrn Bürgermeister von Bremen getroffen —

Bremenfeld. Ihr müßt sagen von Bremenfeld, Messieurs.

Zweiter Advocat. Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, ich wollte sagen Bürgermeister von Bremenfeld. Heute nun sind wir gekommen, erstlich unsern unterthänigen Glückwunsch abzustatten, demnächst um Ihro Wohlgeboren um Rath zu fragen in einer Streitigkeit, welche sich zwischen unsern Clienten erhoben hat. Besagte Zwistigkeit hatten wir Anfangs be-

schlossen, vom Gericht entscheiden zu lassen; später jedoch haben wir uns anders besonnen und wollen zur Vermeidung des Zeitverlustes und der Unkosten, die ein regelrechter Prozeß doch immer macht, uns dem Ausspruch des Herrn Bürgermeisters unterwerfen; bei dem wollen wir es dann bewenden lassen.

(Bremenfeld setzt sich, indem er die Andern stehen läßt.)

Erster Advocat. Unsere beiden Clienten sind Nachbarn, aber da ist ein fließendes Wasser, das ihre Besitzungen von einander trennt. Nun hat es sich vor drei Jahren zugetragen, daß das Wasser ein großes Stück Erde von meines Clienten Grund und Boden abgelöst und auf meines Gegners Acker geführt hat. Soll er das nun behalten? Heißt es nicht: Nemo alterius damno debet locupletari? Hier will sich ja sein Client bereichern auf meines Clienten Kosten, was doch aparte streitet wider aequitatem naturalem; ist's nicht so, Herr Bürgermeister?

Bremenfeld. Ja, das ist unbillig, das muß Niemand verlangen, Ihr habt Recht, Monsieur.

Zweiter Advocat. Aber Justinianus sagt ja ausdrücklich libro secundo Institutionum, titulo primo, de alluvione . . .

Bremenfeld. Was Henker schert das mich, was Justinianus oder Alexander Magnus sagt? Die haben vielleicht ein paar tausend Jahre früher gelebt, bevor Hamburg gebaut ist, wie können die über Dinge urtheilen, die zu ihrer Zeit noch gar nicht vorhanden waren?!

Zweiter Advocat. Ich will doch nicht hoffen, daß Euer Wohlgeboren die Gesetze verwerfen, die in ganz Deutschland anerkannt sind?

Bremenfeld. Nein, so meint' ich das nicht, Ihr habt mich nicht recht verstanden, ich wollte nur sagen ...... (Er hustet dazwischen). Seid so gut und fahrt in Eurer Sache fort.

Zweiter Advocat. Justinian schreibt wörtlich: Quod per alluvionem agro tuo flumen adjecit, jure gentium tibi adquiritur.

Bremenfeld. Herr Advocat, Ihr sprecht so verwünscht schnell. Sagt mir das deutlicher.

(Der Advocat sagt dasselbe noch einmal, aber langsam.)

Bremenfeld. Ei, Monsieur, Ihr habt eine verflucht schlechte Aussprache im Lateinischen; bedient Euch Eurer Muttersprache, das wird Euch leichter werden. Ich sage das nicht deshalb, als ob ich mit dem Latein etwa auf gespanntem Fuße lebte, ich spreche mitunter ganze Stunden lang Latein mit meinem Bedienten. Ist das nicht so, Heinrich?

Heinrich. Das ist was Einziges, meinen Herrn Lateinisch sprechen zu hören; die Thränen, schwör' ich Euch, stehen mir in den Augen, sowie ich daran denke. Das ist gleichsam, als wenn Erbsen in einem Kessel kochen, so heftig laufen ihm die Worte vom Munde. Weiß der Teufel, wie ein Mensch sich beim Sprechen so expediren kann. Aber was thut nicht die lange Uebung!

Zweiter Advocat. Justinian, wohlgeborner Herr Bürgermeister, sagt Folgendes: Was durch einen Fluß von eines Andern Acker abgerissen und dir zugeführt wird, das gehört dir.

Bremenfeld. Ja, soweit hat Justinianus Recht, das war ein braver Mann; ich habe zu viel Respect vor ihm, als daß ich sein Urtheil umstoßen sollte.

Erster Advocat. Aber, Herr Bürgermeister, mein Gegenpart liest das Gesetz, wie der Teufel die Bibel; er vergißt, was gleich darauf folgt: Per alluvionem autem videtur id adjici, quod ita paulatim adjicitur, ut intelligi non possit, quantum quoquo temporis momento adjicitur.

Bremenfeld. Messieurs, um Entschuldigung! Ich muß aufs Rathhaus, es schlägt gleich halb Fünf — Heinrich, sieh zu, daß Du die Sache mit ihnen auf der Treppe in Ordnung bringst.

Erster Advocat. Ach Herr Bürgermeister, sagt uns doch nur mit Einem Worte Dero Meinung!

Bremenfeld. Messieurs, Ihr habt alle Beide Recht, Jeder in seiner Art.

Zweiter Advocat. Aber wie ist das möglich, daß wir alle Beide Recht haben?! Wenn ich Recht hätte, dächt' ich, so hat mein Gegenpart Unrecht; Justinians Ausspruch ist ausdrücklich für mich.

Bremenfeld. Entschuldigt mich, ich muß stehenden Fußes aufs Rathhaus.

Erster Advocat (hält den Bürgermeister fest). Ich habe ja aber bewiesen, daß Justinians Ausspruch für mich ist.

Bremenfeld. Ja, allerdings, Justinian spricht für Euch und für Euch auch; warum zum Teufel vergleicht Ihr die Sache da nicht? Ihr kennt Justinian nicht so gut als ich; wenn er den Mantel auf zwei Seiten trägt, so ist das so viel, als wenn er sagen wollte: Packt Euch, Ihr Schubiake, und vergleicht die Sache.

Zweiter Advocat. Herr Bürgermeister, um die Meinung des Gesetzgebers recht zu erfassen, muß man doch einen Artikel mit dem andern conferiren; steht denn nicht im gleichfolgenden Paragraph: Quod si vis fluminis de tuo praedio —

Bremenfeld. Ei laßt mich in Frieden, Ihr Rechtsverdreher, Ihr hört ja, ich muß aufs Rathhaus!

Erster Advocat. Einen Augenblick, Herr Bürgermeister! Laßt uns nur erst hören, was Hugo Grotius sagt.

Bremenfeld. Ich wollte, der Satan holte Euch alle Beide, Euch sammt Eurem Hugo Grotius; was schert mich Hugo Grotius? Das war ein Armenianer; was kümmern uns die Gesetze, die man der Teufel weiß wo in Armenien macht. Heinrich, jage sie gleich zur Thüre 'naus!

(Sie gehen ab. Heinrich zankt sich draußen mit Jemand; er kommt kopfüber wieder hereingestürzt, gefolgt von einem alten **Weibe**, das eine verkleidete Mannsperson sein muß.)

Das Weib (packt den Bürgermeister bei der Brust und ruft). Was ist das für eine Obrigkeit, die solche verfluchte Gesetze gibt, daß ein Mann zwei Weiber nehmen darf?! Denkt Ihr denn, es sei kein Gott mehr im Himmel?!

Bremenfeld. Bist Du verrückt, Weib? Wer Henker denkt denn an so was?

Das Weib. Hei, hei, hei, ich gehe nicht fort, bis ich Dein Herzblut gesehen habe!

(**Peter** kommt und wirft das Weib hinaus. **Heinrich**, der sich versteckt hatte, hilft ihm am Ende dabei.)

Dritte Scene.

Bremenfeld. Heinrich. Nachher **zwei Bürger** und **ein Lakai.**

Bremenfeld. Heinrich, Du sollst die Schwerenoth kriegen, wenn Du wieder alte Weiber oder Advocaten hereinläßt, die machen mich todt, jeder auf seine Weise. Aber auch wenn andere Leute kommen, mußt Du ihnen sagen, daß sie sich in Acht nehmen sollen, kein Latein zu sprechen, ich hätte das gewisser Ursachen willen verschworen.

Heinrich. Ich habe es auch verschworen aus denselben gewissen Ursachen.

Bremenfeld. Du kannst sagen, daß ich nichts spreche als Griechisch.

(Es klopft wieder; Heinrich geht an die Thüre und kommt mit einem großen Stoß Acten zurück.)

Heinrich. Hier ist ein Stoß Acten vom Syndikus; der Herr Burgemeister möchte so gut sein und seine Bedenken darüber abgeben.

(Der Bürgermeister setzt sich an den Tisch und stöbert in den Acten.)

Bremenfeld. Es ist doch nicht so leicht, Burgemeister zu sein, wie ich dachte, Heinrich; hier habe ich einige Sachen zur Durchsicht gekriegt, da kann sich der Teufel selbst nicht drin zurecht finden. (Fängt an zu schreiben, steht auf und trocknet sich den Schweiß ab, setzt sich wieder und streicht aus, was er vorhin geschrieben hat.) Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister.

Bremenfeld. Was machst Du da für Spectakel, kannst Du nicht stille sein?

Heinrich. Ich rühre mich ja nicht von der Stelle, Herr Burgemeister.

Bremenfeld (steht wieder auf, trocknet sich den Schweiß ab wie vorhin und wirft seine Perücke an die Erde, um mit bloßem Kopf besser meditiren zu können; er tritt beim Auf- und Abgehen auf die Perücke und stößt sie zur Seite. Dann setzt er sich wieder hin und schreibt aufs Neue.) Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Dich soll das Donnerwetter, wenn Du nicht

ruhig bist; das ist nun schon das zweite Mal, daß Du mich aus dem Concept bringst.

Heinrich. Ich habe doch wahrhaftig nichts weiter gethan, als daß ich mir den Rock aufnahm und an meinen Beinen maß, wie viel mir die Livree zu lang ist.

Bremenfeld (springt wieder auf, schlägt sich mit der Hand vor den Kopf, um Gedanken zu kriegen). Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Geh mal 'raus und sage den Weibern, die auf der Straße die Austern ausrufen, sie sollen nicht in der Straße rufen, wo ich wohne; sie stören mich in meinen politischen Verrichtungen.

Heinrich (ruft zur Thür hinaus, dreimal): Hört, Ihr Austernweiber! Ihr Carnallien! Ihr Bestien! Ihr unverschämten Metzen! Ihr Allerwelts-Huren! Habt Ihr denn gar keine Scham mehr, daß Ihr Euch untersteht, in dem Herrn Burgemeister seiner Straße zu rufen und ihn zu stören in seinen politischen Verrichtungen?!

Bremenfeld. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Nun so hör' doch endlich auf, Du Vieh!

Heinrich. Es nutzt auch nichts, wenn ich weiter rufe, die ganze Straße wimmelt von solchem Pack; wie eine vorbei ist, kommt gleich eine andere wieder. Daher ....

Bremenfeld. Kein Geschwätz weiter, sei still und halt Dein Maul! (Setzt sich hin und streicht wieder aus, was er geschrieben hat; schreibt aufs Neue, springt auf und stampft vor Zorn mit den Füßen; ruft:) Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Ich wollte, der Teufel holte die ganze Burgemeisterei; willst Du Burgemeister sein statt meiner?

Heinrich. Pfui über den, der das thäte! (Leise) Und ebenso über den, der danach verlangt.

Bremenfeld (will sich hinsetzen, um aufs Neue zu schreiben, setzt sich aber in Gedanken fehl und fällt an die Erde; ruft): Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Ich liege an der Erde.

Heinrich. Das seh' ich wol.

Bremenfeld. Nun so komm doch und hilf mir!

Heinrich. Der Herr Burgemeister hat gesagt, ich soll mich nicht von der Stelle rühren.

Bremenfeld. Das ist ein verwünschter Bursche! (Hilft sich selbst wieder auf.) Klopft es da nicht an der Thüre?

Heinrich. Ja. — Mit wem will Er sprechen.

Ein Bürger (an der Thüre). Ich bin der Altmeister vom Hutmachergewerk, ich habe eine Klage beim Herrn Burgemeister.

Heinrich. Hier ist der Altmeister vom Hutmachergewerk mit einigen Beschwerden.

Bremenfeld. Na, ich kann doch nicht mehr als eine Sache auf einmal im Kopfe haben; frag' ihn, was es ist.

Der Bürger. Das ist eine weitläufige Geschichte, ich muß den Herrn Burgemeister selbst sprechen; in einer Stunde kann die Sache abgemacht sein, meine Klage besteht blos aus zwanzig Punkten.

Heinrich. Er sagt, er müßte den Herrn Burgemeister selbst sprechen, seine Punkte beständen blos aus zwanzig Klagen.

Bremenfeld. Ach, Gott schütze mich armen Mann, ich bin schon ganz dämlich im Kopfe. So laß ihn hereinkommen.

Der Bürger. Ach Herr Burgemeister, mir armem Manne ist großes Unrecht geschehen, der Herr Burgemeister wird das selbst einsehen, sowie er es zu hören kriegt.

Bremenfeld. Ihr müßt das schriftlich aufsetzen.

Der Bürger. Ich habe es aufgesetzt auf vier Bogen —

Bremenfeld. Heinrich, es klopft schon wieder.

Heinrich (an der Thüre). Mit wem wollt Ihr sprechen?

Ein zweiter Bürger (tritt ein). Ich habe eine Klage beim Herrn Burgemeister gegen den Altmeister vom Hutmachergewerk.

Bremenfeld. Wer war das, Heinrich?

Heinrich. Das ist diesem Mann sein Gegenpart.

Bremenfeld. Er soll Dir seine Eingabe geben; bleibt nur Beide so lange auf dem Vorsaal, Ihr guten Männer. (Die Männer ab.) Heinrich!

Heinrich. Ja, Herr.

Bremenfeld. Kannst Du mir nicht ein bischen zurecht helfen, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Lies mir mal den Hutmachern ihre Klage vor.

Heinrich (liest wie folgt): „Wohlgeborner, hochgelehrter, gestrenger, fester Herr Bürgermeister! Von dieser guten Stadt löblicher Bürgerschaft achtbaren Gewerken, erscheine ich Endesunterschriebener N. N., unwürdiger Aeltester des achtbaren Hutmachergewerks, als dem der Vortritt gebührt, und nach zuvor abgelegter so ehrerbietiger als herzlicher Gratulation von wegen eines so würdigen und höchst erleuchteten Mannes Erhöhung zu solcher hohen Hoheit, beantrage ich in tiefster Demuth einen von den größten, gefährlichsten und abscheulichsten Mißbräuchen, welche nichtsnutzige Zeiten und noch nichtsnutzigere Menschen hier in der Stadt in Gebrauch gebracht haben, verhoffend, daß Euer Herrlichkeit dem abhelfen werde. Die Sache ist die, daß die Kramer hiesiger Stadt ohne einige Furcht noch Scham öffentlich allerhand Arten von Kleidungsstücken verkaufen und feilbieten, die von Kastor gewebt sind; ja daß sie ihre abscheuliche Dummdreistigkeit so weit treiben, daß sie Strümpfe davon weben lassen, da es doch bekannt ist, daß Bieberhaare allein unserer Profession zugehören; derowegen wir armen Hutmacher die zur Fortsetzung unseres Gewerbes nöthigen Haare nicht mehr mit Geld aufwiegen können, so daß das Publikum von seiner guten Gewohnheit abkommt und nicht mehr zehn bis zwanzig Thaler für einen Hut geben will, unserem Handwerk zu unersetzlichem Schaden an Reputation und Einkommen. Beliebe es nun meinem Herrn Bürgermeister, nachfolgende vierundzwanzig wichtige Urkunden und Gründe in Erwägung zu ziehen, wonach wir Hutmacher unmaßgeblich vermeinen, daß wir allein berechtigt sind, in Kastor zu arbeiten. Nämlich erstens: daß es von alten Zeiten her ein allgemeiner Brauch und Usus gewesen ist, nicht allein hier, sondern in der ganzen Welt, Kastorhüte zu tragen, was mit vielfachen Citaten aus der Historie wie auch durch gerichtlich bescheinigte Zeugenaussagen bewiesen werden kann. Erstens, was die Historie betrifft —"

Bremenfeld. Laß die Historie nur weg!

Heinrich. Zweitens, was die Zeugenaussagen betrifft: daß Adrian Nielsen, neunundsiebenzig Jahre alt, sich erinnern kann, daß seines Vaters Aeltervater gesagt hat —

Bremenfeld. Laß nur ebenfalls weg, was er gesagt hat.

Heinrich. Drittens, daß es eine unmäßige Ueppigkeit ist, solche kostbare Haare zu Strümpfen und Kleidern zu verbrauchen, was wider alle gute Ordnung und Sitte streitet, absonderlich seit aus England, Frankreich und Holland so viele kostbare Kleider eingeführt werden, daß man sich daran genügen lassen könnte, ohne einem ehrlichen Manne die Nahrung zu nehmen ....

Bremenfeld. Genug, Heinrich, ich sehe schon, der Altmeister hat Recht.

Heinrich. Aber ich habe doch gehört, daß die Obrigkeit stets beide Parteien hören muß, bevor sie ihr Urtheil fällt; soll ich daher nicht auch die Antwort des Gegenparts lesen?

Bremenfeld. Nur zu.

(Er giebt ihm nachfolgende Beschwerde des Gegenparts.)

Heinrich (liest): „Hochgeborne Excellenz, hoch erleuchteter und sehr politischer Herr Bürgermeister! So hoch als Dero Verstand über alle Anderen hervorragt, so hoch ragt auch meine Freude über die aller Anderen, seitdem ich gehört habe, daß Ihr Bürgermeister geworden seid. Aber weshalb ich jetzt erscheine, das ist, weil die Hutmacher mir Aergerniß bereiten und nicht wollen, daß ich Stoffe und Strümpfe von Kastor feil halten soll. Ich merke recht gut, was sie wollen: sie wollen den Handel mit Kastor allein haben und daß man den Kastor blos zu Hüten verwenden soll. Aber das verstehen sie nicht. Es ist thöricht, einen Kastorhut zu tragen, den trägt man unter dem Arm, wo er weder wärmt noch nützt, und ein Strohhut leistet denselben Dienst. Kastorstrümpfe und Kleider dagegen sind ebenso warm wie weich, und wenn der Herr Bürgermeister es nur erst einmal probirt hat, was ja mit der Zeit wol geschehen kann, so wird er selbst bekennen —“

Bremenfeld. Halt auf, es ist genug, der hat ja ebenfalls Recht.

Heinrich. Aber ich weiß doch, daß sie nicht Beide Recht haben können.

Bremenfeld. Na, wer hat denn Recht?

Heinrich. Das muß unser Herr Burgemeister wissen.

Bremenfeld (steht auf und spaziert hin und her). Das ist ja eine verfluchte Geschichte! Heinrich, kannst Du mir denn nicht sagen, Du dummes Vieh, wer Recht hat? Wozu geb' ich Dir Hund denn Kost und Lohn? (Draußen erhebt sich ein Lärm, er fragt:) Was ist das für ein Lärm auf dem Gange?

Heinrich. Die beiden Bürger haben sich bei den Haaren.

Bremenfeld. Geh hinaus, sie sollen Respect vor des Burgemeisters Haus haben!

Heinrich. Es ist das Beste, Herr, sie prügeln sich, vielleicht werden sie desto eher gute Freunde. Element, ich glaube, sie wollen einbrechen; horch, wie sie an die Thüre trommeln!

(Hermann von Bremenfeld kriecht unter den Tisch und versteckt sich.)

Heinrich (ruft). Wer klopft?

Ein Lakai (tritt ein). Ich komme von einem fremden Residenten, mein Herr hat etwas mit dem Bürgermeister zu sprechen, was von Wichtigkeit ist. (Ab.)

Heinrich. Wo Henker ist der Burgemeister geblieben? Hat denn der Teufel den Burgemeister geholt?

Bremenfeld (unterm Tisch, ganz leise). Heinrich, wer war da?

Heinrich. Ein fremder Präsident will den Herrn sprechen.

Bremenfeld. Bitt' ihn, er soll in einer halben Stunde wiederkommen, und sage, es wären zwei Hutmacher bei mir, die ich expediren müßte. Heinrich, bitte doch auch die Bürger, sie sollen fortgehen bis morgen. Ach, Gott schütze mich armen Mann, ich bin so dämlich im Kopfe, daß ich selbst nicht mehr weiß, was ich thue. Kannst Du mir nicht zurechthelfen, Heinrich?

Heinrich. Ich weiß keinen bessern Rath für den Herrn Burgemeister, als daß er sich aufhängt.

Bremenfeld. Geh hinaus, hol' mir den Politischen Stockfisch, er liegt auf dem Tisch in der Wohnstube, es ist ein deutsches Buch in weißem Einband; vielleicht kann ich darin

finden, wie ich mich gegen fremde Präsidenten zu benehmen habe.

Heinrich. Will der Herr Burgemeister auch Senf und Butter dazu haben?

Bremenfeld. Nein, es ist ein Buch in weißem Einband.

(Während Heinrich draußen ist, geht der Bürgermeister in Gedanken und reißt des Hutmachers Document in Stücke.)

Heinrich. Hier ist das Buch — aber was reißt der Herr denn da entzwei? Das ist meiner Treu dem Altmeister seine Klageschrift!

Bremenfeld. Ach, das hab' ich in Gedanken gethan. (Er nimmt das Buch und wirft es auf die Erde.) Ich glaube, Heinrich, Dein Rath ist der beste, ich hänge mich auf. (Es klopft.)

Heinrich. Holla, nun klopft es schon wieder. (Geht hinaus und kommt weinend zurück.) Ach Herr Burgemeister! zu Hülfe, Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Was ist denn los?

Heinrich. Da ist ein ganzes Regiment Matrosen vor der Thüre, die schreien: Wenn wir nicht Recht kriegen, schlagen wir dem Burgemeister alle Fenster ein. Einer von ihnen hat mich mit einem Stein in den Rücken geworfen, au, au!

(Der Bürgermeister kriecht wieder unter den Tisch.)

Bremenfeld. Heinrich, bitte die Frau Burgemeisterin, daß sie hinausgeht und sie zur Ruhe bringt, vielleicht haben sie Respect vor dem Frauenzimmer.

Heinrich. Ja, richtig! Da seht zu, was Bootsleute für Respect vor den Frauenzimmern haben; geht sie hinaus, so wird sie genothzüchtigt, und dann ist das Ende schlimmer als der Anfang.

Bremenfeld. Ei was, sie ist eine alte Frau.

Heinrich. Matrosen sind nicht so delikat, an so etwas wagte ich meine Frau nicht. Da pocht es schon wieder; soll ich aufmachen?

Bremenfeld. Nein, ich fürchte, es sind die Matrosen. Heinrich, spring' an die Thüre und hör', wer es ist.

Heinrich. Sieh da, sie kommen meiner Treu geradeswegs herein; es sind zwei Rathsherren.

Vierte Scene.

Abrahams. Sanderus. Hermann. Heinrich.

Abrahams. Ist der Bürgermeister nicht zu Hause?

Heinrich. Ja, gewiß, er sitzt unterm Tisch.

Abrahams. Was? Unterm Tisch sitzt der Herr Bürgermeister!?

Bremenfeld. Ach, Ihr guten Herren, ich habe ja niemals Burgemeister werden wollen, warum habt Ihr mich in das Unglück gebracht?

Abrahams. Ja, das hat Er nun einmal angenommen, nun komm' Er nur vor, Herr Bürgermeister. Wir sind hieher gekommen, um Ihm den großen Verstoß vorzustellen, den Er sich hat gegen den fremden Minister zu Schulden kommen lassen, den Er so höhnisch abgewiesen. Darüber kann ja die Stadt in Ungelegenheiten kommen; wir dachten, der Herr Bürgermeister verständen sich besser aufs jus publicum und Ceremonialien.

Bremenfeld. Ach, Ihr guten Herren, Ihr könnt mich ja absetzen, so bin ich erlöst von dieser Bürde, die ich zu schwach zu tragen bin, und der fremde Minister hat seine Satisfaction.

Sanderus. Das sei ferne, Herr Bürgermeister, daß wir Ihn absetzen sollten; Er muß uns sofort aufs Rathhaus folgen, um mit dem Syndico zu überlegen, wie das Versehen wieder gut gemacht werden soll.

Bremenfeld. Ich gehe nicht aufs Rathhaus und wenn man mich bei den Haaren dahin schleppt! Ich will nicht mehr Burgemeister sein, ich hab' es auch nie sein wollen, eher könnt' ich mir das Leben nehmen! Ich bin Kanngießer mit Gott und Ehren und als Kanngießer will ich sterben!

Sanderus. Wollt Ihr denn den ganzen Rath zum Narren halten? Höre, mon frère, hat er die Bürgermeisterstelle nicht angenommen?

Abrahams. Ja gewiß, wir haben ja den Rapport schon erstattet.

Sanderus. Da wollen wir schon Rath schaffen; auf solche Art läßt sich der ganze Senat nicht protistuiren.

(Sie gehen ab.)

Fünfte Scene.

Bremenfeld. Heinrich.

Bremenfeld. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Was meinst Du wol, was diese Rathsherren mit mir anfangen werden?

Heinrich. Ich weiß nicht, Herr, aber sehr aufgebracht waren sie, das hab' ich wol gesehen. Mich wundert, daß sie sich in des Burgemeisters Stube unterstanden, den Mund so vorneweg zu haben. Wär' ich Burgemeister gewesen, ich hätt' ihnen meiner Treu auf höfliche Manier gesagt: Haltet Eure Schnauzen, Ihr Schubiake! steckt die Finger in die Dielen und seht zu, in was für einem Hause Ihr seid.

Bremenfeld. Wenn Du nur Burgemeister wärst, wenn Du nur Burgemeister wärst. Ach! ach! ach!!

Heinrich. Wenn ich mich in des Herrn Geschäfte mischen dürfte, so wollte ich doch unterthänigst um Eins gebeten haben, nämlich daß ich mich inskünftige von Heinrich nennen dürfte.

Bremenfeld. Ei Du unverschämter Bube, ist das jetzt Zeit, mit solchen Narrenspossen zu kommen? nun Du siehst, daß ich rings umgeben bin von Unglück und verdrießlichen Geschäften?

Heinrich. Ich thue das auf Parol nicht aus Ehrgeiz, sondern blos um mehr Respect bei meinen Mitbedienten im Hause zu haben, besonders bei Annecke, welche ....

Bremenfeld. Wenn Du nicht Dein-Maul hältst, tret' ich Dir den Schädel in Stücke. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister!

Bremenfeld. Kannst Du mir denn nicht ein bischen zurechthelfen, Du dummer Hund? Sieh her, bring' die Sache in Ordnung, oder Dich soll das Donnerwetter!

Heinrich. Das ist doch wunderlich, daß der Herr das von mir verlangt: er, der solch kluger Mann ist und allein um seiner Weisheit willen zu solchem hohen Amte berufen ward?

Bremenfeld. Willst Du mich obenein noch zum Narren halten? (Nimmt einen Stuhl und will ihn schlagen. Heinrich ab.)

Sechste Scene.

Hermann von Bremenfeld allein. Setzt sich, die Hände unterm Kinn, und denkt lange nach, springt vor Alteration auf und sagt:

Klopfte das nicht? (Er geht sachte an die Thür, sieht aber Niemand, setzt sich wieder nieder, um nachzudenken, bricht in Thränen aus und trocknet sich die Augen mit den Acten; springt vor Alteration wieder auf, gleichsam in Raserei und ruft:) Ein ganzes Bündel Acten vom Syndikus! Altmeister der Hutmacher! Des Altmeisters Gegenpart! Klageschrift in zwanzig Punkten! Aufruhr der Matrosen! Fremder Präsident! Zurechtweisung vom Magistrat! Drohungen! .... Ist denn da aber kein Strick zur Hand?! Ich weiß doch, da ist einer hinterm Ofen — (Nimmt den Strick und macht ihn zurecht). Das war mir prophezeit, daß meine politischen Studien mich erhöhen sollten; die Prophezeiung wird bald erfüllt sein, wenn anders der Strick nicht reißt. Nun laßt den Rath kommen, mit allen seinen Drohungen; nun blase ich ihnen was, wenn ich todt bin. Aber Einen Wunsch hätte ich doch noch: nämlich daß ich den Autor von dem Politischen Stockfisch neben mir hängen sähe, mit seinen sechzehn Staatscabinetten und politischen Nachtischen um den Hals. (Nimmt das Buch vom Tisch und reißt es in Stücke.) Du Canaille sollst keinen ehrlichen Kanngießer mehr verführen! So, das ist doch ein kleiner Trost, bevor ich sterbe. Nun muß ich mich nach einem Nagel umsehen, wo ich mich dran aufhänge. Das wird eine merkwürdige Geschichte sein, wenn sie nach meinem Tode sagen: Welcher Burgemeister von Hamburg war wol so wachsam, wie Hermann von Bremenfeld, der, so lange er Burgemeister war, nicht einen Augenblick geschlafen hat?!

Siebente Scene.

Antonius. Hermann.

Antonius. He, holla, was Henker schafft Ihr da?

Hermann. Ich will eben gar nichts mehr zu schaffen haben, und um allen Geschäften zu entgehen, will ich mich aufhängen. Wollt Ihr Compagnie machen, soll es mir ein Vergnügen sein.

Antonius. Nein, das will ich nicht; aber was bringt Euch zu solchem verzweifelten Entschluß?

Hermann. Hör', Antonius, es nutzt nichts mehr, davon zu reden. Ich hänge mich, ist es nicht heut, so ist es morgen; ich bitte blos noch, bevor ich sterbe, daß Ihr der Frau Burgemeisterin und dem Fräulein Tochter meinen Respect vermeldet, und sie sollen mir folgende Grabschrift setzen:

Steh still, Wandersmann!
Hier hängt
Burgemeister von Bremenfeld,
Der in der ganzen Zeit, daß er Burgemeister war,
Nicht eine Minute schlief.
Geh Du hin und thue desgleichen.

Aber Ihr wißt vielleicht noch gar nicht, lieber Antonius, daß ich Burgemeister geworden bin und ein Amt gekriegt habe, wo ich nicht mehr weiß, was schwarz oder was weiß ist, und zu dem ich mich ganz untüchtig fühle? Denn an den zahlreichen Widerwärtigkeiten, so mir begegnet sind, hab' ich es gemerkt, daß es ein großer Unterschied ist, Obrigkeit zu sein und über die Obrigkeit zu raisonniren.

Antonius. Ha ha ha ha ha ha!

Hermann. Lacht mich nicht aus, Antonius, Ihr thut eine Sünde damit.

Antonius. Ha ha ha. Nun merke ich, wie das zusammenhängt. Ich war eben im Wirthshaus, da wollten die Leute bersten vor Lachen über eine Komödie, welche man mit Hermann von Bremen gespielt hat: nämlich daß einige junge Leute ihm eingebildet haben, er wäre Burgemeister geworden, blos um zu

sehen, wie er sich wol dabei benehmen würde. Es ärgerte mich in der Seele, wie ich davon hörte, kam deshalb sofort hieher, um Euch zu warnen.

Hermann. Was? Da bin ich nicht Burgemeister?

Antonius. Nein, das ist pures erdichtetes Zeug, blos um Euch Eure Narrheit abzugewöhnen, daß Ihr über hohe Dinge raisonnirt, die Ihr nicht versteht.

Hermann. Ach, und das mit dem fremden Residenten ist auch nicht wahr?

Antonius. Nein, gewiß nicht.

Hermann. Und das mit dem Altmeister der Hutmacher auch nicht?

Antonius. Es ist erdichtet, Alles zusammen.

Hermann. Und mit den Matrosen auch nicht?

Antonius. Nein, nein!

Hermann. Na, da häng' sich der Teufel — Geske! Engelke! Peter! Heinrich! Heraus, alle zusammen!

Achte Scene.

Hermann. Antonius. Geske. Engelke. Peter. Heinrich.

Hermann. Mein Herzensweib, geh wieder an die Arbeit; mit unserer Burgemeisterei ist es zu Ende!

Geske. Zu Ende?

Hermann. Ja ja, es ist zu Ende; einige Spottvögel haben sich zusammengethan, uns zu vexiren —

Geske. Uns vexiren? ... Na, da sollen sie die Schwerenoth kriegen und Du dazu. (Sie giebt ihm Ohrfeigen; Hermann prügelt sie tüchtig.) Ach, mein Herzensmann, schlag' mich nicht mehr! Ach, mein Herzensmann, hör' auf!

Hermann. Du sollst wissen, Weib, daß ich nicht mehr Politikus bin und daher auch nicht mehr bis zwanzig zähle, wenn ich Ohrfeigen kriege. Von jetzt an will ich ein anderes Leben führen, meine Bücher ins Feuer werfen und allein meines Handwerks wahrnehmen. Auch warne ich Euch hiemit sämmtlich

ein- für allemal, daß ich Keinen von Euch sehe, daß er mir in einem politischen Buche liest oder mir eins ins Haus bringt, das soll ihm übel bekommen.

Heinrich. Für meine Person, Herr Burgemeister, sag' ich gut: ich kann weder lesen noch schreiben.

Hermann. Laß nur die beiden ersten Sylben weg und nenne mich schlechtweg Meister! Denn Kanngießer bin ich und will als Kanngießer sterben. Hört, Monsieur Antonius, ich weiß, daß Ihr meiner Tochter gut seid; meine früheren Capricen haben Eurer Liebe im Wege gestanden. Hiemit habt Ihr nun die Einwilligung von Vater und Mutter, so daß, wenn Ihr noch desselben Sinnes seid, alle Hindernisse gehoben sind.

Antonius. Ja, ich bleibe fest bei meinem Vorsatz und bitte, daß Ihr sie mir zur Frau gebt.

Hermann. Bist Du ebenfalls einverstanden, Geske?

Heinrich. Ach, das ist nicht Noth zu fragen, die Frau Burgemeisterin war von jeher für die Partie —

Geske. Halt den Mund, Du Narr, ich kann noch selbst antworten. Meine Zustimmung, mein Herzensmann, hab' ich schon vor drei Jahren gegeben.

Hermann. Dich, Engelke, will ich nicht erst fragen, ich weiß, Du bist in ihn verliebt wie eine Ratte in den Käse; ist's nicht so?

Heinrich. Antwortet doch, Fräulein —

Hermann. Wüßt' ich, daß Du diese Titel aus Bosheit giebst, sollt' es Dir schlecht bekommen.

Heinrich. Nein, wahrhaftig, Meister, das thu' ich nicht; man kann blos nicht so rasch wieder aus der Gewohnheit kommen.

Hermann. Gebt Euch denn die Hände, Ihr Zwei . . . So, nun ist das gut, morgen wollen wir Hochzeit halten. Heinrich!

Heinrich. Herr Burgemeister! . . . . Um Vergebung — Ja, Meister!

Hermann. Du verbrennst mir sogleich alle meine poli-

tischen Bücher, ich will das nicht mehr vor Augen sehen, was mich auf solche thörichten Gedanken gebracht hat.

Wer die Regierung schimpft und schmäht,
Kann drum noch nicht regieren;
's ist Eins, die Karte zu verstehn,
Ein Andres, Steuer führen.

Zwar aus politischen Büchern lernt
Gar leicht man, Lärm zu schlagen;
Doch Land und Leuten vorzustehn,
Das will noch mehr besagen.

Drum lerne jeder Handwerksmann
Aus dem, was mir passiret:
Wer die Regierung tadelt, ist
Der Mann nicht, der regieret.

Und wagt ein Kannegießer sich
An Burgemeisters Sachen,
Das ist, als wollte Kannen uns
Ein Burgemeister machen.

Jean de France

oder

Hans Franzen.

Komödie in fünf Akten.

Personen:

Jeronimus, ein Bürger.
Franz, sein Nachbar.
Jean, Franzens Sohn.
Elsbeth, Jeronimus' Tochter.
Antonius, ihr Liebhaber.
Espen, ein Diener.
Marthe, eine Magd.
Arv, ein Hausknecht.
Magdelone, Franzens Frau.
Pierre, Jeans Diener.
Ein Spieler.
Ein Knabe.

Erster Akt.

Erste Scene.

Jeronimus. Franz.

Jeronimus. Guten Morgen, Nachbar, wo kommt Ihr so früh her?

Franz. Ich hatte ein Geschäft auf dem alten Markt.

Jeronimus. Was gutes Neues da?

Franz. Nichts, als daß man eben Einen in Prison brachte.

Jeronimus. Das ist nichts Neues; aber warum brachte man ihn dahin?

Franz. Schulden halber, hört' ich.

Jeronimus. Das ist erst recht nichts Neues.

Franz. Der Mann ist lange im Ausland gewesen und hat viel Geld dabei zugesetzt.

Jeronimus. Das ist erst recht nichts Neues. Hört mal, lieber Nachbar, spiegelt Euch an dergleichen Exempeln. Ihr habt einen Sohn .... mehr will ich nicht sagen, gebe Gott, daß es nicht kommt, wie ich prophezeie! Die Sache geht mich so nahe an wie Euch; ich habe ja meine Tochter Elsbeth mit ihm verlobt. Aber Ihr wolltet meinem Rath nicht folgen, er mußte ja seinen Willen haben, er wollte reisen, er mußte reisen, obwol er erst ein Kind von neunzehn Jahren ist.

Franz. Bitt' um Entschuldigung, Nachbar: vergangenen Januar wurde er zwanzig.

Jeronimus. Ich weiß recht gut, wann er geboren ist; es war um dieselbe Zeit, da meine selige Brigitte starb. Aber das

ist nun einerlei; gesetzt auch, er ist zwanzig Jahre, bleibt das darum nicht doch ein gefährliches Ding, ihn so außer Landes reisen zu lassen?

Franz. Ich will nicht weiter streiten, ob das gefährlich ist oder nicht; aber das weiß ich, die Meisten hier zu Lande reisen in dem Alter.

Jeronimus. Dafür geht's denn auch den Meisten, wie dem Kerl, dem Ihr heute auf dem alten Markt begegnet seid. In so weit, lieber Nachbar, habt Ihr Recht: die Meisten kommen so arm zurück, daß sie reif sind zum Hängen, warum soll Euer Sohn sich nicht so gut hängen wie ein Anderer?

Franz. Ei das hat keine Noth; noch beim Abschied hat er mich versichert, er würde sich schon gut aufführen.

Jeronimus. Das thun sie alle. Ich weiß nicht, wie seine Lebensweise in Paris gewesen; aber das kann ich sagen, seine Briefe stehen mir gar nicht an; meine Tochter Elsbeth nennt er Isabelle, sich selber nennt er Jean, und ich heiße Jerome. Sich selbst kann er nennen, wie er Lust hat, er mag sich Fairfax oder Sultan schreiben, wenn er will: nur soll er mir und meiner Tochter unsere ehrlichen christlichen Taufnamen lassen.

Franz. Ei lieber Nachbar, das ist nun die Mode; junge Leute thun so was, um zu zeigen, daß sie fremde Sprachen gelernt haben.

Jeronimus. Ob das Mode oder nicht, darüber streite ich nicht, aber ist das eine vernünftige Mode? Gesetzt, ein Franzose käme zu uns und verdrehte seinen Namen Jean und ließe sich Hans nennen; wenn der nun wieder nach Hause käme, würden seine Landsleute nicht denken, er wäre verrückt geworden? Fremde Sprechen lernen ist ganz hübsch, aber erst müssen wir unsere eigne können. Auch Reisen außer Landes zu machen, ist ganz hübsch, wenn man zuvor zu Jahren und Verstand gekommen ist, wenn man Vermögen genug hat, von seinen Zinsen zu leben, wenn man auf eine Profession reist, die man zu Hause nicht lernen kann. Hier aber ist's wie ein Gesetz geworden für arme Bürgerssöhne, mit solchen ausländischen Reisen durch die Bank ihre Familien zu ruiniren, um dafür eine Sprache zu lernen,

die sie für ein halb Mandel Thaler, mehr oder weniger, zu Hause beim Sprachmeister hätten auch lernen können. Die Meisten verderben dabei und lernen nichts als thörichte Moden und Wollüste, womit sie nachher das Land anfüllen, und vergessen das Gute, das sie in der Schule gelernt haben. Ich kann Euch da über eine Mandel nette Kerle herzählen, die auf der Schule auf den Pastor studirt und Predigten gemacht haben, die sehr gefallen haben, selbst in unserer Frauen- und Rundkirche, wo doch die gelehrten Gemeinden sind. Dieselben Leute sind dann später der Mode gemäß außer Landes gereist, und da haben sie dann der Mode gemäß ihr ganzes Christenthum vergessen, bis auf den Katechismus, haben ihre Mittel zugesetzt, eine Menge politischer Narrheiten mitgebracht, und nachher sind sie dann mit ihrem Bonjour oder Comment-vous-portez-vous umhergegangen und haben den Teufel im Leibe gehabt, bis sie der Melancholie oder dem Branntwein verfallen und crepirt sind. Und damit haben dann die Eltern ihre Kinder ruinirt und sich selbst im Elend gesehen. Ja, Ihr lacht darüber, lieber Nachbar, und doch ist dies wahrlich so; säht Ihr nur einmal das viele Geld, das die jungen Leute das Jahr über unnütz im Auslande verthun, in einer Summe auf einem Fleck, Ihr würdet Euch nicht länger darüber wundern, daß wir so arm und mittellos sind Euer Sohn hat nun in Frankreich bereits funfzehnhundert Thaler verzehrt. Ihr sagt, er hat Französisch dafür gelernt; aber Ihr sagt nicht, wie viel Latein er dabei vergessen hat. Narrenspossen und Unsinn, das ist, wie ich merke, das Erste, was er gelernt hat, das kann ich aus jedem Briefe sehen, den er mir schreibt. Was Henker soll ich mit den französischen Briefen, von denen ich kein Wort verstehe? Erst kosten Sie mich das Postgeld und nachher noch eine Flasche Wein an Jean Baptiste, daß er sie mir in ein Deutsch übersetzt, das ich auch noch nicht einmal verstehen kann.

Franz. Das nutzt nun weiter nichts, Nachbar, daß wir darüber sprechen, geschehene Dinge lassen sich nicht ändern. Ich bin nicht Schuld daran, meine Frau wollte das so haben.

Jeronimus. Pfui, pfui, schiebt doch nicht die Schuld auf

Eure Frau! Indem Ihr Eurer Frau die Schuld von so etwas beimeßt, beschuldigt Ihr Euch ja selbst; das ist ja eine Schmach für einen Mann, zu sagen: ich bin ruinirt, aber es ist nicht meine Schuld, meine Frau hat es so haben wollen.

Franz. Mein Herzensnachbar, Ihr seid auch gar zu knurrig, ich bin, Gott Lob, noch nicht ruinirt. Geduldet Euch nur noch ein wenig, mein Sohn kommt jetzt zurück, schon vor vier Wochen ist er von Paris abgereist, und dann ist die Geschichte zu Ende.

Jeronimus. Zu Ende? Ha, ha, zu Ende? Ihr werdet's noch erfahren, Nachbar, Ihr werdet's noch erfahren! Unsere dänische Jugend macht das nicht, wie die Jugend in Holland. Mynheer Kalfs Sohn in Saardam reiste auch vor einigen Jahren außer Landes, hielt sich wie ein Prinz, tractirte die Minister an den Höfen: aber sowie er wieder nach Hause kam, verkaufte er Pferde, Wagen, Kutsche, Lakaien, die ganze Bagage, und zog seinen Saardamschen Bauernkittel wieder an. Aber unsere Cavaliere, unsere Herumtreiber, thun die wol dasselbe? Ja richtig, versucht es nur und gebt Eurem Sohn eine Biersuppe mit Brod zum Frühstück, wie früher, Ihr werdet schon sehen, ob er nicht antworten wird: In Holland habe ich mich an Chocolade gewöhnt. Versucht es nur und setzt ihm eine gute dänische Mehlgrütze oder Gerstenbrei vor und seht, wie er dazu greinen wird, und wird den nächsten Abend beim französischen Koch soupiren. Wollten sie nur wenigstens Eines Volkes Narrheiten mitbringen, so möchte es ja noch angehen. Aber da kommen sie nach Hause, zusammengeflickt aus allen Tollheiten, die sich in England, Deutschland, Frankreich und Italien finden. Ich will nicht aufschneiden, Nachbar, aber das ist so ungefähr die Lebensweise unserer jungen Cavaliere, wenn sie nach Hause kommen: Morgens müssen sie ihren Thee oder ihre Chocolade haben, sie sagen, das wäre so auf Holländisch; Nachmittags ihren Kaffe, das ist so auf Englisch; Abends spielen sie l'hombre bei einer Maitresse, das ist so auf Französisch; haben sie einen Gang in der Stadt, muß ihnen ein Lakai nachtreten, das ist so auf Leipzigisch oder Berlinisch; wollen sie in die Kirche gehen, so fragen sie erst, ob da auch Musik ist, das ist auf Italienisch.

Alles, was ausländisch ist, dünkt ihnen schön und vornehm, selbst wenn sie Schulden halber ins Loch geschmissen werden.

Franz. Nun, nun, Nachbar, es wird schon besser gehen, als Ihr denkt. Aber ist das schon lange her, seit Euch mein Sohn geschrieben?

Jeronimus. Ungefähr vier Wochen.

Franz. Vor vier Wochen ist er von Paris abgereist.

Jeronimus. Das kann schon sein; sein letzter Brief war datirt, mit Permission zu sagen, aus Dünnkäcker oder Dünnkacke. Giebt's denn nur in Frankreich eine Stadt, die so heißt?

Franz. Das muß Dünkirchen sein, das schreibt der Franzose Dünnkacke. Er geht nämlich zu Wasser.

Jeronimus. Das ist ein garstiger Name. Aber da kommt Arv, der Hausknecht, ganz außer Athem; was will denn der?

Zweite Scene.

Arv. Jeronimus. Franz.

Arv. Nun geb' ich noch einen Thaler zu, wenn der Herr zu Hause wäre. Hans Franzen ist nach Hause gekommen, und Niemand kann ein Wort verstehen, was er sagt. Zuerst, wie er in die Thür kam, fragte er: Wo ist Mosjö Mobeer? Ich war ganz erschrocken über die Frage; denn wer Henker soll ihm Moosbeeren verschaffen im Maimonat? Ich antwortete ihm, das wäre hier zu Lande nicht die Zeit dazu. Darüber verwunderte er sich nun wieder sehr, als ob er nie zuvor in einem hiesigen Garten gewesen wäre, und darauf fragte er nach seiner trä schär Mähr. Ich antwortete ihm darauf, wie es die Wahrheit ist, die könnte er auf dem Ulfeldschen Platz und auf dem Holländer-Berg finden, da fände er träge Mähren genug. Mir gab er einen Hundenamen: er nannte mich Garsong und noch was, was ich mich wieder zu sagen schäme.

Franz. Nun Arv, was hast du Neues?

Arv. Einen ganzen Sack voll.

Franz. Bös oder gut?

Arv. Halb bös, halb gut: Hans Franzen ist wiedergekommen von Westindien, aber . . .

Franz. Von Westindien?

Arv. Nun, ich denke doch von Westindien, weil er ja den Sonnenstich hat. Entweder ist er verrückt, oder er ist guter Hoffnung; denn das Erste, wonach er verlangte, waren Moosbeeren.

Franz. Wie sieht er aus? Was hat er an?

Arv. Er sieht wunderlich aus. Ich weiß nicht, ob der Herr den Treffbuben kennt; just so sieht er aus, wahrhaftig! Er trägt einen rothen Schlafrock und hat einen Hut auf, sechsmal so breit, wie der meine; er ist just so breit, wie der, den der Hanswurst hatte, als der Herr neulich beim starken Mann war. Er hätte nicht nöthig, vor der Zeit zu spaßen, er kann noch zeitig genug Hahnrei werden. Aber ich muß laufen und den Brief bestellen, den er mir gegeben hat.

Franz. An wen ist der Brief?

Arv. Der ist an einen Mann mit Namen Moons.

Franz. Laß mich den Brief sehen: „A Mons. Monsieur de Pedersen, Auditeur de la première Classe in Copenhague." Das muß an Monsieur Petersen sein, Hülfslehrer an der untersten Klasse, mit dem er gut Freund ist. Da kannst Du lange laufen und nach Herrn Moons fragen. Wo ist mein Sohn?

Arv. Er wird gleich kommen, er steht in der grünen Stube und wickelt sich seine Perücke vorm Spiegel. Ich muß laufen.

(Ab.)

Dritte Scene.

Jean. Jeronimus. Franz.

Jean. La la la la la! Nun kann ich nicht wieder auf den bougre de pagrad kommen, den ich zuletzt bei Monsieur Blondis gelernt habe. Pardi! das ist ein grand malheur. Mais voilà mon père et mon Schwieger=père! Bon matin, Messieurs, comment vive ma chère Isabelle?

Jeronimus. Hört, mein guter Hans Franzen! Ich bin in der Christenbernikovstraße geboren, mein Vater ebenso. Eine Isabelle oder Fidelle ist nie in unserm Hause gewesen; ich heiße Jeronimus Christophersen und meine Tochter Elsbeth, mit Gott und Ehren.

Jean. Das ist Alles dasselbe, mon cher Schwiegerpapa! Elsbeth, Isabelle oder blos Belle, das Letzte ist das Vornehmste.

Jeronimus. Wenn der meine Tochter Belle nennt, so kriegt er's mit mir zu thun, denn das ist ja ein Hundename. Wollt Ihr uns nicht mit unsern christlichen Namen nennen, so könnt Ihr Euch nur nach einem andern Schwiegervater umsehen; ich bin ein ehrlicher Bürger von altem Schlag, ich leide solche neue Alamoden nicht, und ebenso wenig verstehe ich mich auf solche hochtrabende Parlirung.

Jean. Pardonnez-moi, mon cher Schwiegerpapa, man sagt nicht Alamoden; ce n'est pas bon Parisish, c'est bas breton, pardi .... La la la la! Das ist die neueste Menuet, composé par le Sieur Blondis, pardi. Das ist ein habile homme, le plus grand Tanz-Maître en Europe. Heißt nicht Tanz-Maître auf Dänisch auch Tanz-Maître? Ich habe mein Dänisch ganz oubliirt dans Paris.

Jeronimus. Schade, daß Ihr es nicht ganz und gar vergessen habt. Denn jetzt versteht Ihr weder Dänisch, noch Französisch; wärt Ihr noch vierzehn Tage länger in Paris geblieben, hättet Ihr wol auch noch Euren Namen vergessen.

Jean. Non, ma foi, das vergesse ich so leicht nicht, daß ich heiße Jean de France, non, pardi non!

Franz. Jean de France, nong Paradis nong — heißt das Hans Franzen auf Dänisch? Nachbar, die Sprache muß reicher sein als unsere.

Jeronimus. Es wäre besser, statt mich zu fragen, Ihr gäbt Eurem Sohn ein paar Ohrfeigen gegen seinen Hirnschädel.

Jean. Messieurs, je demande pardon, ich muß gehen; wir Parisiens können nicht lange auf einem Fleck bleiben ... La la la la! Ich muß hin und mich ein bischen umsehen à la Grève! Adieu si long! (Geht ab.)

Vierte Scene.

Jeronimus. Franz.

Jeronimus. Lebt wohl, Nachbar, ich bitte um Verzeihung, daß ich so dreist gewesen bin, mit Euch zu sprechen; Euer Sohn, wie ich höre, ist ja gräflich geworden, und also sind ich und meine Tochter zu gering, mit Euch umzugehen.

Franz. Ach, mein Herzensnachbar, seid doch nicht so rasch, habt nur vierzehn Tage Geduld, unterdessen, hoff' ich, sollen ihm die Grillen vergehen. Ihr wißt ja, mit Hermann Franzens Sohn war es ebenso, der machte auch mit seinem Parlemefransö alle Menschen todt, der war ja so eingenommen davon, daß er bei keinem Mädchen mehr liegen wollte, außer auf Französisch; er aß lieber 'ne Suppe, aus 'ner alten Schuhsohle gekocht, wenn sie nur von einem französischen Koch zurecht gemacht war, als die beste Kalbfleischsuppe auf Dänisch. Die höchsten Beamten, mit denen er sprach, redete er mit Mosjö an, blos weil das so sein Parlemefranzösisch war, unbekümmert, daß er sich viele Feinde dadurch machte. Ja, zu guter Letzt wollte er in keine Kirche mehr gehen, sondern hielt sich zur französischen Gemeinde in Aabenraa. Und nachher, wie er ausgerast hatte, wurde derselbe Mann so vernünftig, daß er nun alle französischen Bücher verbrennt bis auf die Bibeln, wo er sie zu packen kriegt, und sich mit den Leuten auf der Straße herumzankt, blos weil sie parlemefranzösische Gesichter haben, obwol es eingeborne Christenmenschen sind. Ich hoffe, mit meinem Sohn wird das in Kürze ebenso gehen; er muß nur was zu thun kriegen. Ich werde ihn beim Rentamt unterbringen, da wird er meiner Treu schon Anderes zu thun kriegen, als zu singen La la la la! und Fiol de Spanie zu tanzen am lichten Tage.

Jeronimus. Nun, nun, Nachbar, damit Ihr nicht sagen sollt, daß ich zu knurrig bin, wolan, so will ich vierzehn Tage Geduld haben. Bessert er sich in der Zeit, so sähe ich am liebsten, er hielte sofort Hochzeit mit meiner Tochter und legte sich auf eine bürgerliche Handtierung; denn ihn so mit den Jungen

vom Rentamt 'rumlaufen zu lassen, das thut's auch nicht, Nachbar, das thut's auch nicht!

Franz. Wie Ihr es gut findet, so soll es geschehen. Lebt wohl so lange!

Jeronimus. Lebt wohl! (Ab.)

Fünfte Scene.

Magdelone. Franz.

Magdelone. Ach, mein Herzensmann, hast Du Hans Franzen gesehen?

Franz. Mehr als mir lieb ist; Gott besser's!

Magdelone. Du hast immer mit mir gezankt, wir hielten zuviel von dem Sohne.

Franz. Freilich.

Magdelone. Aber, haben wir nun nicht unsere Freude an ihm?

Franz. Ja, das ist richtig; man kann über ihn lachen, so oft man ihn sieht.

Magdelone. Ach, das ist ein allerliebster Junge.

Franz. Ja wol.

Magdelone. Denk nur einmal an, wie er in der französischen Sprache zugenommen hat in so kurzer Zeit.

Franz. Zum Erschrecken.

Magdelone. Ich kannte ihn gar nicht wieder, wie ich ihn sah.

Franz. Ich auch nicht.

Magdelone. So lebendig ist er geworden.

Franz. Ja wol.

Magdelone. Und so zierlich.

Franz. Zum Erschrecken.

Magdelone. Frankreich erzieht doch Menschen.

Franz. Teufelsmäßig.

Magdelone. Er nannte mich Mardam.

Franz. That er das?

Magdelone. Ja, er sagte, Mutter wäre so gemein.

Franz. Kann wol sein.

Magdelone. Aber seine Braut nannte er Maitresse; das, dächt' ich, war doch wunderlich.

Franz. Warum denn?

Magdelone. Es ist vielleicht so gebräuchlich in Frankreich.

Franz. Vermuthlich.

Magdelone. Gott sei Lob, daß er doch seine alten Eltern noch kannte.

Franz. Ja wol.

Magdelone. Aber, warum weinst Du, Herzensmann? Gewiß vor Freude. (Leise) Der arme Mann hält doch mehr auf seine Kinder, als er sich merken läßt. (Laut) Ich hab' auch geweint vor Freuden.

Franz. Und ich vor Kummer.

Magdelone. Vor Kummer?

Franz. Ja, vor Kummer. Oder soll ein ehrlicher Vater nicht weinen, wenn er seinen Sohn so umgewandelt sieht zu einem Phantasten, einem Gecken, einem Narren?!

Magdelone. Was sprichst Du da für grobe Worte? Mein Sohn ein Narr?

Franz. Ja, ein wahrer Narrenhauptmann.

Magdelone. Ach, ich armes Weib, da muß ich nun solchen Tölpel zum Mann haben, der nichts zu schätzen weiß, was gut ist! Die einzige Freude, die ich in der Welt habe, ist das liebe Kind, und das kann dieser schlimme Mann nicht leiden. Selbst die unvernünftigen Bestien sieht man ja doch für ihre Kinder Sorge tragen, ja selbst Türken und Heiden sorgen für ihre Brut; blos Du hassest Deine eigenen Kinder, die fremde Leute wegen ihrer Artigkeit lieben. Ich will nichts rühmen, was mir gehört: aber das glaub' ich doch nicht, daß es im ganzen Lande einen artigeren Menschen giebt als Hans Franzen; hättest Du nur ein bischen gewöhnlichen Menschenverstand, so müßtest Du das ja einsehen.

Franz. Worin besteht denn seine Artigkeit?

Magdelone. Nun eben darin, daß er artig ist.

Franz. Ich sehe keine Artigkeit darin, in so kurzer Zeit funfzehnhundert Thaler zu verbrauchen.

Magdelone. Du sprichst nur von dem, was er verbraucht hat, aber nicht von dem, was er gelernt hat.

Franz. Ich sehe es wol, er hat gelernt ein Fiol de Spang zu tanzen, eine Menge verliebter Lieder zu singen und seine Muttersprache zu verderben; ich glaube, er kann jetzt weder Dänisch, noch Französisch.

Magdelone. Mit solchem verdrießlichen Menschen mag ich gar nicht mehr sprechen; aber ich schwöre Dir, ich komme mein Lebtag nicht mehr zu Dir ins Bett.

Franz. Halt still, Herzensweib, ich will Dir was sagen ...

Magdelone. Nicht ein Wort mehr.

Franz. Gott bewahre, wie kannst Du nur gleich so böse werden.

Magdelone. Laß mich gehen, sag ich.

Franz. Ei, Magdelonchen, ich habe das ja nicht so bös gemeint.

Magdelone. Keine Possen, ich gehe.

Franz. Warte, mein Hühnchen, Du sollst was kriegen, Du weißt schon —

Magdelone. Bagatell!

Franz. Mein Zuckerdöschen!

Magdelone. Geschwätz!

Franz. Mein Snutchen!

Magdelone. Laß mich los!

Franz. Mein Syrupsfäßchen!

Magdelone. Fort!

Franz. Meine Butterblume!

Magdelone. Papperlapap!

Franz. Mein Märzveilchen!

Magdelone. Nichts!

Franz. Meine Herzensfreude!

Magdelone. Hol Dich der Henker!

Franz. Mein Riechfläschchen!

Magdelone. Geh zum Blocksberg!

Franz. Ach, mein allerliebstes Weib, sei doch nicht böse auf Dein kleines Männchen!

Magdelone. Keine Faxen!

Franz. Auf Deinen lieben kleinen Franz!

Magdelone. Fort, falscher Schlingel!

Franz. Ich will wahrhaftig nie wieder solchen Spaß treiben; denkst Du denn, daß es mein Ernst war?

Magdelone. War es also nicht Dein Ernst?

Franz. Ei was, mein Ernst! Denkst Du denn, ich merke die Liebenswürdigkeit meines Sohnes nicht so gut wie Du? Ich redete nur so, um Dich wie bisher zu necken; es war wahrhaftig blos vor Freude, daß ich weinte. (Leise) Ach Gott schütze den armen Mann, der, um nur Frieden im Hause zu haben, seiner Kinder Wohlfahrt aufopfern muß!

Magdelone. Hast Du das wirklich nur im Scherz gesagt, mein Herzensmann, so ist Alles wieder gut. Aber da kommt er.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Jean. Nachher Arv unsichtbar.

Magdelone. Gieb nur einmal Acht auf seine Manieren und sieh, ob wir nicht Ursache haben, solch einen Sohn zu lieben.

Franz. Du hast Recht, Frau.

Magdelone. Mein Herzenssohn, Du mußt Deine Mutter nicht so lange allein lassen, ich kann keinen Augenblick ohne Dich sein.

Jean. Was meint Madame zu dem Contretemps, den ich ganz kürzlich gelernt habe, bevor ich von Paris abreiste? Ich glaube pardi nicht, daß den Einer hier zu Lande schon kann. Ich kann ihn auf zwanzig Façons machen, zum Exempel erst so ... und dann wieder so ...

Magdelone. War das nicht eine prächtige Capriole, Mann?

Jean. Das war keine Capriole, Madame, sondern ein Contretemps.

Magdelone. Ich versteh' das nicht, mein Herzenssohn, Du

mußt mich entschuldigen; eine schlechte und rechte Menuet habe ich vor diesem allenfalls tanzen können, aber weiter nichts.

Jean. Kann Madame die Tour davon noch?

Magdelone. Ja, vielleicht.

Jean. Wolan, laß uns ein Menuet mit einander tanzen, damit Ihr seht, was ich für Pas mache.

Magdelone. Das wird ein wunderlicher Tanz werden, fürcht' ich, ich bin doch wol ein bischen zu alt zum Tanzen.

Jean. Hat nichts zu sagen. La tour seulement!

Magdelone. Nein, mein allerliebster Sohn, ich bitte mich zu entschuldigen.

Jean. Ah pardi, je m'en mocque! La tour seulement!

Franz (leise). Das ist mir so lieb, als wenn mir Einer zehn Thaler gäbe; ich wär' es zufrieden, wenn er mit ihr mitten auf dem Schloßplatz tanzte, das wär' ihr ganz recht, weil sie ihn selbst so verdorben hat.

Magdelone. Ach, mein Herzenssohn, thu mir doch nicht den Schimpf an!

Jean. Ei sans façon! Das ist gar nicht hübsch, sich so lange nöthigen zu lassen. La tour seulement!

Franz (leise). Na, das geht schön.

Magdelone. Meine Füße sind schon zu steif dazu.

Jean. Pardi! Mardi! Peste! Diantre! Tête-bleu! Nun werd' ich böse, das Vergnügen könntet Ihr mir doch wol sacht machen! La tour seulement!

Magdelone. Ehe mein Sohn böse wird, will ich es ja gerne thun, so gut ich kann.

Franz (leise). Ha, ha, ha!

Jean. Papa muß uns ein Menuet singen!

Franz. Kann ich denn singen?

Jean. Aber gebt wol Acht, daß Ihr uns die Mesure haltet beim Singen!

Franz. Sauer genug wird's mir werden, mein Sohn; es ist wol das Beste, Ihr singt selbst.

Jean. Ei pardi, c'est impossible! Wie kann ich denn singen und tanzen dans le même temps?

Magdelone. Kann ich unserm Sohn den Willen thun und mit ihm tanzen, so kannst Du auch wol mit ihm singen.

Franz. Ich hoffe, Frau, das ist nicht Dein Ernst; zum Narren mach' ich mich nun einmal nicht, dazu bin ich zu alt.

Jean. Tête-bleu! J'enrage!

Magdelone. Ach, mein Herzenssohn, werde nur nicht böse, er soll singen auf mein Wort und wenn er toll wird.

Jean. Ah pardi, chantez donc!

Magdelone. Du bist doch der verdrießlichste Mann, den es je auf Erden gegeben hat.

Jean. Diable m'emporte, di .....

Franz (fängt an die Melodie zu singen, die die Nachtwächter haben, und weint dazwischen. Die beiden Andern fangen an zu tanzen).

Jean. Ei das ist ja kein Menuet, kann Papa kein Menuet?

Franz. Ich kann blos das.

Magdelone. Na, denn mach' nur zu, es ist ja einerlei, ob es auch ein bischen altmodisch ist.

(Er singt, aber sowie sie sich umdrehen, droht er ihnen. Sie tanzen beide sehr schlecht, **Arv** guckt ungesehen zur Thür hinein. Von Zeit zu Zeit ruft Jean: La cadence, mon père! la cadence! Wenn der Tanz aus ist, gehen sie ab.)

Franz (leise). Ach, ich elender Mann, daß ich solchen Sohn in die Welt gesetzt habe! Da muß ich bei Zeiten Rath schaffen, sonst wird mein Haus zum Stadtgespräch.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Antonius. Elsbeth. Marthe. Espen.

Antonius. Ach, meine allerschönste Jungfrau, das Herz will mir brechen bei dieser unglückseligen Nachricht, daß mein Rival' so unvermuthet zurückgekommen.

Elsbeth. Wie meint Ihr denn wol, daß es mir ums Herz ist, die ich auf ewig an diesen widerwärtigsten aller Menschen gefesselt werden soll? Ich hatte einen Abscheu vor seiner Person, schon bevor er reiste: denn ich sah ja, wie eitel und abgeschmackt er war, und konnte leicht voraussehen, daß er, wenn er erst in fremde Länder käme, den Verstand vollends verlieren würde.

Antonius. Und an solche Person, meine allertheuerste Jungfrau, wollt Ihr Euch binden?

Elsbeth. Gutwillig nicht, mein theurer Antonius. Aber Ihr wißt, daß ich einen Vater habe, hart wie Stein; was er einmal haben will, das muß geschehen, und wenn es der Untergang seines eigenen Hauses wäre.

Antonius. So lange ich lebe, soll es dennoch nicht geschehen.

Elsbeth. Womit wollt Ihr es hindern?

Antonius. So lange ich lebe, sag' ich; meine Augen sollen das nicht sehen, lieber bring' ich mich selbst um.

Elsbeth. Und das sag' ich Euch, Ihr unbesonnener Mensch: nehmt Ihr Euch das Leben, so endige ich mit demselben Schwert auch meine Tage. Hört daher auf mit solchen Reden und denkt

lieber auf Mittel, das drohende Unglück abzuwehren, und seid versichert, daß weder der Wille der Eltern, noch sonst irgend etwas in der Welt das Band zerreißen kann, das unsere Herzen verbunden hält.

Antonius. Ach, nun bin ich zufrieden!

Marthe. Hört doch, Ihr verliebten Thoren: statt solch ein unnützes Aufheben zu machen, wäre es besser, Ihr bätet mich und Espen, ein bischen die Köpfe zusammenzustecken. Ihr wißt ja, wenn wir zwei unsern Witz gebrauchen wollen, so ist uns kein Ding unmöglich; gebt uns nur Zeit, ein bischen herumzuspeculiren, und geht so lange bei Seite. (Sie gehen hinein).

Zweite Scene.

Marthe. Espen.

Marthe. Espen, Du bist ein alter Schelm, nun laß sehen, wozu Du gut bist?

Espen. Dich abgerechnet, glaub' ich nicht, daß ich meinen Meister habe.

Marthe. Spintisire nur etwas aus, es thut nichts, wenn Du auch dafür gehängt wirst. Denn wenn Du nicht dafür gehängt wirst, wirst Du doch gewiß für was anders gehängt, und zwar nächstens.

Espen. Nein wahrhaftig, so rasch geht's mit dem Gehängtwerden nicht, wenn anders das wahr ist, was die Wahrsagerfrau mir vorgestern aus der Hand las.

Marthe. Und was prophezeite sie Dir?

Espen. Sie prophezeite mir, daß ich nicht eher gehängt würde, als bis Du ausgepeitscht wärst und drei Jahre im Spinnhaus gesessen hättest.

Marthe. Ei, Redensarten! die alten Propheten sind todt, und die neuen taugen nichts.

Espen. Nein meiner Treu, das Weib war alt genug, sie hatte keinen Zahn mehr im Munde und konnte nicht mehr sprechen vor Alter.

Marthe. Wie konnte sie denn sagen, ich sollte ins Spinnhaus kommen? Wer lügen will, muß ein gutes Gedächtniß haben.

Espen. Sie erklärte mir Alles durch Geberden.

Marthe. Was das für dummes Zeug ist! Frisch an die Arbeit, so lang wir allein sind, die edle Zeit vergeht.

Espen. Ich bin jetzt wahrhaftig nicht in der Laune, die Cour zu machen, Mamsell.

Marthe. Ei pfui, Du Schlingel, da kannst Du lange warten, bis ich mich in Dich verliebe. Wollt' ich auf den Weg, so ging' ich wol zu andern Leuten, als Du bist; zehn Kutschwagen kann ich kriegen, wenn ich zu so etwas Lust hätte, mit vornehmen Bedienten hinten drauf so viel ich will. Die Arbeit, die ich jetzt meinte, war, eine Intrigue herauszuspeculiren.

Espen. Ja, nun verstehe ich erst Deine Meinung.

(Sie gehen, Jedes für sich, auf und ab.)

Marthe. Nu Espen, bist Du mit Deiner Lection bald fertig?

Espen. Ja, ich habe da eine Invention, wie wir den alten Jeronimus um einen Haufen Geld prellen können.

Marthe. Ei Du Dummkopf, das ist aus der Mode, das hast Du aus einer alten Komödie gestohlen. Nein, ich hab' ein anderes Mittel, das besser ist, laß uns unsere verliebten Leutchen hereinrufen und ihre Meinung darüber hören. He, kommt wieder herein, Paris und Helena, und hört das Urtheil.

Dritte Scene.

Elsbeth. Marthe. Espen. Antonius.

Elsbeth. Hier sind wir, laß uns denn hören, was Ihr Euch ausgedacht habt.

Marthe. Wir Rathsherrn haben mit Stimmenmehrheit für gut befunden, daß, sintemalen es eine große Sünde, sich dem Willen seiner Eltern zu widersetzen, es das Beste ist, daß Jungfer Elsbeth sich diese zweite Liebschaft aus dem Sinne schlägt und sich mit dem verbindet, dem ihr Vater sie versprochen hat

Elsbeth. Ach, Du treibst nur Deinen Scherz mit mir!

Marthe. Gewiß ist es nur Scherz; in solchen Sachen darf man sich meiner Ansicht nach keineswegs nach den Capricen der Eltern richten. Die haben dabei blos das Interesse, sich mit gewissen Leuten zu verschwägern, von denen sie Nutzen zu ziehen hoffen, und diesem Interesse opfern sie dann nicht selten ihrer Kinder Wohlfahrt. Junge Leute dagegen denken an so etwas weniger, vielmehr wählen sie sich solche Personen zur Ehe, mit denen sie glücklich zu werden hoffen, und lieben nur, um zu lieben. Ist das nicht auch Seine Meinung, Herr Collega?

Espen. Vollständig.

Marthe. Wär' ich Assessor in einem Collegium mit Dir, so würd' es mir gehen wie den gescheidten Richtern, die einen Dummkopf zur Seite haben; ich hätte immer über zwei Stimmen zu verfügen.

Espen. Verstehst Du Latein, Marthe?

Marthe. Gerade so viel wie Du.

Espen. Weißt Du, was das heißt: mulier taceat in ecclesia?

Marthe. Nein, das weiß ich nicht.

Espen. Das heißt auf Dänisch so viel, daß eine solche Sau, wie Du bist, Rocken und Spule wahrnehmen und nicht daran denken soll, sich in Sachen zu mengen, zu denen die Natur mich und andere Mannspersonen geschaffen hat.

Marthe. So was solltest Du nicht sagen, Espen, die Zeit wird noch kommen, wo man mehr auf den Verstand als auf das Geschlecht, mehr auf das Talent als auf den Namen sieht. Wenn unser Beider Verstand auf die Wagschaale gelegt wird, und ich dann zum Oberrichter ernannt werde, so kannst Du es nicht höher bringen als zum Apfelhöcker.

Antonius. Ach bitte, laßt uns zur Sache kommen und nicht die Zeit mit solchem Geschwätz versäumen.

Marthe. Laß doch nur den Espen reden, der hat ja einen herrlichen Anschlag ausgeheckt.

Espen. Ei Marthe, quäle uns doch nicht so lange, sondern sag', was für ein Mittel Du aufgefunden hast, diesen lieben Kindern zu helfen.

Marthe. Willst Du auch bekennen, daß Du ein Dummkopf bist?

Espen. Ein Schelm, der das thut.

Elsbeth. Ach Herzens-Espen, kannst Du denn nicht um meinetwillen sacht sagen, daß Du ein Dummkopf bist?

Espen. Ja, ich bin ein Dummkopf; ist's so recht?

Marthe. Ob Du's glaubst oder nicht, wahr ist es doch. Da ging er und speculirte eine halbe Stunde, wie auf eine Predigt, und endlich kam er mit einer alten verschimmelten Intrigue, von der schon alle Komödien voll sind. Meine Invention dagegen besteht in Folgendem. Wie Ihr gehört habt, ist Hans Franzen so eingenommen von allem, was Französisch heißt, daß, wenn es gut Parisisch wäre, bei lichtem Tage auf der Straße ohne Hosen zu gehen, so thät' er das auch. Nun wißt Ihr, daß ich drei Jahre bei einem französischen Koch in der Weidenstraße gedient und in der Zeit so viel Französisch gelernt habe, wie mir zum täglichen Gebrauch vonnöthen. Ich will mich für eine französische Dame ausgeben, die soeben von Paris gekommen und in Hans Franzen verliebt ist. Wie sich die Sache weiter entwickelt, wird die Zeit lehren; laßt mich nur machen. Espen soll mein Kammerdiener sein.

Elsbeth. So müssen wir eilen, Euch auszurüsten.

Antonius. Ihr, meine theuerste Jungfer, gebt Marthen Kleider, ich werde Espen versehen.

Espen. Espen müßt Ihr nun nicht mehr sagen, sondern Herr Kammerdiener.

Antonius. Nun so packt Euch, Herr Kammerdiener.

(Espen und Marthe ab.)

Vierte Scene.

Arv. Antonius. Elsbeth.

Arv. Ha ha ha! Hi hi hi!

Antonius. Ist das nicht Franz Hansens Hausknecht?

Arv. Ha ha ha! Hol der Teufel die Narrheit!

Antonius. Worüber lachst Du denn so herzlich, Arv?

Arv. Ah seid Ihr's, Monsieur Antonius? Ich bin im Begriff vor Lachen zu platzen!

Antonius. Wo bist Du gewesen, daß Du so lachst?

Arv. Ich komme von einem Assemblix, da hättet Ihr einen artigen Tanz mit ansehen können.

Antonius. Von wem denn?

Arv. Unsere Madame tanzte Schottisch mit Hans Franzen, und der Herr sang dazu.

Antonius. Ei Possen!

Arv. Nein wahrhaftig, es ist so. Die Madame sollte sich schämen, ich hätte nicht gedacht, daß sie so schön tanzen könnte; seht, so ging sie und wackelte mit dem Hintern. Hätte ich nur einen Rothstift, so wollte ich Euch das ganze Assemblix abmalen, ich habe zeichnen gelernt; und jedesmal, wenn er tanzte, schrie er seinen Vater an: Kater Hansen! Kater Hansen! Was das bedeuten sollte, mag der Henker wissen. Aus freien Stücken, das sah ich wol, sang der arme Mann nicht; denn er sang, weinte und drohte, Alles auf einmal.

Antonius. Aber wenn er nicht singen wollte, wer konnte ihn zwingen?

Arv. Alles im Hause muß nach Hans Franzens Pfeife tanzen; er regiert die Madame, und die Madame regiert den Herrn.

Antonius. Der Kerl muß ja rein toll sein.

Arv. Ich glaub' in der That, er hat in Frankreich Schaden im Kopf genommen; mir giebt er einen Hundenamen, er nennt mich Garsong. Wenn er mich noch einmal Garsong ruft, antwort' ich ihm meiner Seel: ja Sultan. Denn ich bin Arv Andersen getauft; das kann ich aus dem Kirchenbuch beweisen. Aber freilich, was will ich machen, wenn seine Mutter leidet, daß er sie Mähre nennt, und das thut er wirklich. Wenn Jeronimus erfährt, wie er seine Tochter nennt, ich glaube, er bläut ihm den Rücken durch.

Antonius. Wie nennt er sie denn?

Arv. Ich fürchte nur, Ihr sagt es weiter.

Antonius. Nein, ganz gewiß nicht.

Arv. Er nennt sie eine Matratze. Nun ist das zwar richtig, daß die Frauen gewissermaßen Unterbetten sind; aber sie sein Unterbett oder Matratze zu nennen, das ist doch gar zu verächtlich, und überdies sind sie ja noch gar nicht verheirathet. Aber ich muß laufen. (Ab.)

Fünfte Scene.

Elsbeth. Antonius.

Elsbeth. Das ist doch was Schreckliches mit Eltern, die sich von thörichten Kindern regieren lassen.

Antonius. Meine allertheuerste Jungfer, je verrückter er wird, desto besser für uns; seine Besserung wäre die unglücklichste Zeitung, die ich kriegen könnte.

Elsbeth. Ach, mein liebster Antonius, unser ganzes Glück liegt nun in Espens und Marthens Händen. Das ist eine Art übertriebener Ehrenhaftigkeit bei meinem Vater: denn obwol er mein Unglück vor Augen sieht, will er doch nicht sein Wort brechen. Er sagt, es sei nicht der Person, sondern der Familie wegen.

Antonius. Wenn nun aber Marthens und Espens Anschlag nicht glückt, und Jeronimus läßt sich nicht bewegen, von seinem Vorsatz abzustehen, was wird die Jungfer dann thun?

Elsbeth. Ei, liebster Antonius, plag' mich doch nicht mit solchen Fragen, ich habe mich ja ein- für allemal dahin erklärt, daß ich lieber.... Aber da kommt mein Vater; fort, so rasch Ihr könnt! (Antonius ab.)

Sechste Scene.

Jeronimus. Elsbeth.

Jeronimus. Ei so Pimpernille, hast Du nichts Andres zu thun, als vor der Thüre zu stehen und zu gucken und nach den jungen Kerlen zu sehen, die vorbeispazieren? Ich heiße Jero-

nimus, ich, und nicht Franz Hansen. Denk' nicht etwa, daß Du dieselbe Freiheit hast wie dessen Kinder; hätt' ich solchen Sohn wie Hans Franzen, ich drehte ihm auf der Stelle den Hals um.

Elsbeth. Aber mein Herzensvater, wenn er so nichtsnutzig ist, warum wollt Ihr mich denn da an ihn fesseln?

Jeronimus. Willst Du auch noch raisonniren? Willst Du auch fragen, warum ich das thue und jenes nicht? Ich will es: das muß Dir genug sein. Wir kommen dadurch wenigstens in eine hübsche Familie, es ist eine Verwandtschaft, die nicht zu verachten; Franz Hansen ist nicht allein ein ehrlicher, sondern auch ein wohlhabender Mann. Obenein aber hab' ich ihm mein Wort gegeben, und das mag ich nicht brechen.

Elsbeth. Mein Herzenspapa —

Jeronimus. Papa, Papa! . . . . . Willst Du auch französisch sprechen? Kommst Du mir noch einmal mit Deinem Papa, so soll Dir das Mangelholz was vermelden . . . . . Uebrigens was hast Du sonst noch zu sagen?

Elsbeth. Ich wollte nur dies sagen, daß Franz Hansen allerdings ein vortrefflicher Mann ist, aber ich soll nicht mit ihm verheirathet werden, sondern mit seinem Sohn, welcher durchaus kein vortrefflicher Mann ist und von dem ich, seit er zurück ist, schon eine ganze Menge toller Geschichten gehört habe.

Jeronimus. Nun seh' Einer, nun legt sie sich auch schon auf Neuigkeiten. Fort, an Deinen Stickrahmen, das ist besser. Ich habe schon eine ganze Menge Geschichten gehört — sieh mal an, sollst Du Dich schon damit abgeben, Geschichten zu wissen? Ich lasse Dich hiemit wissen, Elsbeth, daß Du kommende Woche Hochzeit haben wirst; ich bin noch der Mann dazu, Euch Beide im Zaum zu halten, sowol Dich, wie Hans Franzen. Willst Du gleich hinein!

Dritter Akt.

Erste Scene.

Jean. Pierre.

Jean. Pierre!

Pierre. Que voulez-vous?

Jean. Fripon! Maraud! Coquin! Bougre! Badaut! Fainéant! Que la peste t'étouffe, que le diable t'emporte, t'enlève, t'abîme! Que le diantre ....

Pierre. Warum verflucht Monsieur mich denn so sehr?

Jean. Bist Du nicht funfzehn Monate mit mir dans Paris gewesen und hast nicht gelernt, comment Du Deinem Herrn antworten sollst, wenn er Dich ruft? Du sollst sagen: Monsieur, mais non pas: que voulez-vous?

Pierre. Das ist doch nur ein kleines Versehen und nicht werth, daß man deshalb so verflucht wird.

Jean. Die Wahrheit zu sagen, ist es auch nicht sowol, um Dich zu verfluchen, als mich im Französischen zu üben; ich habe letzten Monat von meinem maître de langue eine Liste gekriegt von vierzig der modernsten Flüche, die ich ja an Niemand exerciren kann, als an Dir.

Pierre. Monsieur kann sie an sich selbst exerciren, er braucht nur statt te zu sagen me, so übt er sich in der Sprache und Niemand hat ein Wort dagegen einzuwenden.

Jean. Ach, Pierre, daß wir doch wieder in Paris wären! Dieu donne, que nous étions dans Paris wieder; na, nu hab' ich vergessen, was „wieder" auf Französisch heißt.

Pierre. Das heißt aussi.

Jean. Richtig, aussi; wenn Du mich einen Fehler machen hörst, mußt Du mich nur dreist corrigiren. Aber wünschest Du nicht ebenfalls, daß wir aussi in Paris wären?

Pierre. Ei, gewiß, wer brav hungern, durften und frieren kann, für den ist Paris ein ganz guter Aufenthalt.

Jean. Ei, bougre! crasseux! gourmand! Du sprichst, als ob Du geboren wärst à la place Maubere, oder à la pont neuf, comme un crocheteur, un décroteur des souliers, un porteur d'eau.

Pierre. Und Monsieur spricht wie un fou, un bête, un Narr, un sot, un boufon, als ob er dans un Tollhaus geboren wäre oder à la un théâtre.

Jean. Was sagst Du, bourreau?

Pierre. Monsieur muß mir das nicht übel nehmen, ich thue das blos, um mich im Französischen zu exerciren.

Jean. Ja so. Ecoutez, Pierre.

Pierre. Monsieur.

Jean. Ich kann die dänischen Gesichter für den Tod nicht ausstehen.

Pierre. Mademoiselle Isabelle hat doch ein recht schönes Gesicht.

Jean. Ja, schön ist es wol, aber es ist doch so dänisch, c'est un visage à la Danois, à la Bankbohrstraße, pardi! Inzwischen an ihr Gesicht wollt' ich mich noch gewöhnen, wenn sie nur nicht Dänisch spräche.

Pierre. Hat Monsieur mit ihr gesprochen, seit er wieder da ist?

Jean. O vis pardi, si fait; aber, weißt Du, was sie sagte?

Pierre. Non pardi, non fait.

Jean. Sie sagte: Willkommen zu Hause, Hans. Ach, wenn ich daran denke, dreht sich mir der ganze Magen um! Wäre das nun eine französische Dame gewesen, die hätte gesagt: Je suis ravi de voir mon chère mami Jean de France.

Pierre. O vis pardi, si fait. In so etwas sind die Franzosen außerordentlich artige Leute, auch wenn sie nichts damit meinen.

Jean. Madame Isabelle parle comme un blanchisseuse dans Paris.

Pierre. Ovis pardi si fait.

Jean. Comme un frippière.

Pierre. Ovis pardi si fait.

Jean. Comme un femme, qui clame: renet! renet! dans les rues.

Pierre. Ovis pardi si fait.

Jean. Comme un femme, qui va avec un âne dans la rue, et clame: lait! lait!

Pierre. Ovis pardi si fait.

Jean. Auf die Art wollen wir uns im Französischen üben und wollen kein Wort dänisch mit einander sprechen.

Pierre. Ovis pardi si fait. Was wir nicht zu sagen wissen, da zeigen wir mit den Fingern oder schneiden Gesichter, da werden wir auf einmal geborene Franzosen.

Jean. Pierre!

Pierre. Monsieur!

Jean. Ich will heut Mittag bei Peche speisen.

Pierre. Will Monsieur nicht lieber bei Meister Jacob speisen? Da kriegt man besseres Essen für billiges Geld.

Jean. Ei was, Meister Jacob, schon an dem Namen hört man ja, daß das ein schlechter Koch ist; wäre hier kein französischer Koch in der Stadt, so müßt' ich verhungern.

Pierre. Das ist gewiß. Beim Franzosen schmeckt das Essen immer, weil man nämlich so wenig kriegt; nichts reizt den Appetit mehr, als wenn man nur wenig in der Schüssel hat.

Jean. Weißt Du nicht noch einen französischen Koch hier?

Pierre. Ovis Monsieur! si fait pardi, hier ist noch einer, der heißt Cabo.

Jean. Welcher von ihnen spricht das beste Französisch?

Pierre. Sie sprechen Beide gleich; es ist ein Plaisir, sie zu hören. Denn wenn sie es recht gut machen wollen, so mischen sie spanische Wörter dazwischen, und das klingt dann wunderbar schön. Aber hier ist ein fremder Bedienter, was mag er wollen?

Zweite Scene.

Espen. Jean. Pierre.

Espen. Hier soll er doch wohnen, hat man mir gesagt; da seh' ich ja zwei Leute, die ich fragen kann. Avec permission, kennt Ihr Niemand hier in der Straße?

Jean. Ja, ich kenne mich selbst, moi même.

Espen. Das ist viel, wenn Ihr Euch selbst kennt; nicht vier Menschen in der ganzen Stadt, glaub' ich, können das von sich sagen. Aber wohnt hier nicht in der Straße ein dänischer Monsieur, der Jean de France heißt?

Jean. Je m'appelle Jean de France, à votre très humble service.

Pierre. Das heißt ins Dänische verdolmetscht: ich heiße Hans Franzen zu Diensten. Ich muß meines Herrn Dolmetscher machen; denn wenn er auch wol Dänisch versteht, so kann er sich doch nicht besonders expliciren, er ist volle funfzehn Wochen in Paris gewesen, wo er denn in der ganzen Zeit kein Wort dänisch hat sprechen hören.

Espen. Ja, ja, funfzehn Wochen, meiner Treu, das hat schon was auf sich. Ich bin bei Madame La Fleche blos zwei Tage in Dienst gewesen, und schon jetzt, wenn ich dänisch sprechen will, kommen mir lauter französische Wörter in den Mund. Aber wenn Monsieur Jean de France heißt, so ist er ja eben der, den ich suche. Monsieur, ist Er nicht derselbe, der eben von Paris gekommen ist?

Jean. Ovis Monsïeur.

Espen. Der sich funfzehn Wochen daselbst aufgehalten hat?

Jean. Ovis Monsieur.

Espen. Der in dem Stadtviertel logirte ... Na wie heißt es denn, nun liegt es mir auf der Zunge ....

Jean. Faubourg St. Germain.

Espen. Richtig, das meint' ich, und in einer Straße, die so krumm 'rumgeht?

Jean. Nein, die Straße ist ganz gerade.

Espen. Ja, gerade ist die Straße wol; aber wo sie zu Ende geht, da muß man sich ja doch drehen, um in eine andere zu kommen, wenigstens dächt' ich, hätte die Madame mir so gesagt, und der Name von der Straße war ....

Jean. La rue de Seine.

Espen. Ja richtig, das stimmt ganz genau. Monsieur soll auch einen Bedienten haben, eine gute brave Haut, mit Namen Pierre.

Pierre. A votre très humble service.

Espen. Na, so hör' ich denn ja, daß ich auf dem rechten Wege bin. Ich habe ein gehorsames Compliment zu bestellen von Madame La Fleche.

Jean. Ach, ist es möglich? Wie befindet sich die charmante Dame?

Espen. Sie hat, wie sie sagt, die Ehre gehabt, Euch in Paris zu kennen, und ist nach Dänemark hauptsächlich um Euretwillen gekommen.

Jean. Ah, la charmante Dame! In Paris hab' ich manche vergnügte Stunde mit ihr zugebracht.

Espen. Monsieur, Ihr habt das Frauenzimmer ja nie gesehen.

Jean. Taisez-vous, bougre! Weißt Du nicht, daß es à la Française ist, so zu antworten? Hätt' ich gesagt, ich kennte sie nicht, so würde man mich ja für einen dänischen Ofenhocker gehalten haben; Du wirst doch niemals Politur kriegen. — Ich muß gestehen, daß Madame La Fleche diejenige Dame ist, vor der ich den allermeisten Aestim habe. Pardi, est il possible, daß Madame La Fleche um meinetwillen nach Dänemark gekommen ist? Ich wollte ma foi nach Indien, ja, was noch mehr ist, nach Afrika wollt' ich reisen, blos um ihr die schönen Hände zu küssen. Aber wie lange ist es her, seit sie Paris verlassen?

Espen. Zwölf Tage.

Jean. Ei, est il possible? Nur zwölf Tage? Ach, könnt' ich doch den bonheur genießen, ihr die Hände zu küssen, und die Ehre, mit ihr zu sprechen.

Espen. Sie selbst wünscht nichts sehnlicher, es ist accurat mein Auftrag.

Jean. Ach Monsieur, gönnt mir die Freude und verschmäht nicht ein paar Ducaten, die ich Euch als Freundschaftszeichen verehre.

Espen. Meine Herrschaft, Madame La Fleche, ist eine der reichsten Damen in Frankreich, und sollt' ich daher keine Geschenke annehmen; um jedoch nicht den Schein zu haben, als ob ich es aus Hochmuth refüsirte, will ich es nehmen, verhoffe dagegen, daß auch Monsieur sich nicht weigern wird, ein kleines Präsent von meiner Madame zu nehmen, nämlich dieses Portrait, welches von Monsieur Reinkohlgehackt gemalt ist, dem größten Miniaturmaler in Frankreich. Und da es eben, bevor sie abreiste, die allerneueste Mode in Paris war, daß die Cavaliers dergleichen um den Hals tragen, um ihr Aestim für die Damen zu zeigen, die ihnen solche Präsente machen, so hoffe ich, daß Monsieur es ihr zu Ehren ebenfalls um den Hals tragen wird.

Jean. Wolan, ich werde es mir sofort dans votre présence um den Hals binden. Aber dürft' ich mir die hardiesse nehmen und so impudent sein, mir die liberté zu erlauben, zu fragen, auf welche Art Madame La Fleche mit Monsieur sprechen kann, wenn Er kein Französisch versteht?

Espen. Madame La Fleche läßt sich mit der ganzen Welt ein; außer parisisch, welches ihre Mama- oder Muttersprache ist, spricht sie deutsch, italienisch, holländisch, polländisch, preußisch und auch einen großen Haufen dänisch, was sie unterwegs gelernt hat.

Jean. Das ist eine große Complaisance, daß solche vornehme Dame sich die Unbequemlichkeit macht, diese gemeine Sprache zu lernen. So spricht sie denn dänisch mit Monsieur, weil Er hier im Lande geboren ist?

Espen. Nein, Monsieur, ich bin hier nicht zu Lande geboren, das sind nur meine Feinde, die mir das nachsagen. Ich bin geboren über zehn Meilen südlich von Randers, wo wir als Glieder des heiligen römischen Reichs betrachtet werden, so daß

ich viel mehr romänisch als dänisch bin; will auch gehorsamst gebeten haben, daß Monsieur das allen seinen Bekannten mittheilt.

Jean. Es wäre eine Sünde, wollt' ich das nicht thun; auch kann man ja hinlänglich an Monsieurs manières sehen und an seiner Sprache hören, daß er kein Däne ist. Aber wo hat man das Glück, Madame La Fleche zu treffen?

Espen. Wo es Monsieur beliebt. Uebrigens geht sie um drei Uhr hier vorbei.

Jean. Da werd' ich mich présentement einfinden, um ihr zu küssen die belles mains.

Espen. Das wird ihr lieb sein.

Jean. Je me recommande.

(Espen ab.)

Dritte Scene.

Jean. Pierre.

Jean. Pierre!

Pierre. Monsieur!

Jean. Was meinst Du zu dem Portrait?

Pierre. Wer kein Kenner von Miniaturen ist, sollte denken, es wäre ein Kopf, der aus einem gedruckten Buche geschnitten und auf ein Stück Holz geklebt wäre.

Jean. C'est pourtant fait par le Sieur Reinkohlgehackt, le plus grand Maler en Europe.

Pierre. Ja woher weiß Monsieur denn das?

Jean. Hast Du es nicht aus Monsieurs eigenem Munde gehört? Denkst Du, daß der kein Kenner ist? Ja ja, das sind ma foi keine Narren, die da im römischen Reich geboren werden. Aber da seh' ich ja diese beiden alten Spießbürger wieder kommen; ich wollt', ich wäre fort, mit denen kann man keinen honneten und galanten Diskurs führen, die sprechen von nichts als vom Wetter und von der Wirthschaft.

(Jean und Pierre gehen ein wenig auf die Seite.)

Vierte Scene.

Jeronimus. Franz. Die Vorigen.

Jeronimus. Ja gewiß sollte man das, Nachbar. Allein was in Thee, Kaffe und Tabak verzehrt wird, beläuft sich, glaub' ich, auf einige Tonnen Goldes im Jahr; das Geld wurde nun erstlich in alten Zeiten gespart.

Franz. Ach Herr je, dazu gehört schon was, einige Tonnen Goldes.

Jeronimus. Sagt das nicht, Nachbar, in anständigen Häusern reicht man nicht mit hundert Thalern jährlich dafür. Und das ist erst ein Posten; wollten wir nun die andern auch rechnen, so würde man leicht sehen, daß ich Recht habe. Denkt nur, neulich wollt' ich auch mal ein bischen alamodisch sein und ging in ein Kaffehaus, da mußt' ich für ein paar Tassen Kaffe ein ganzes Kopfstück geben. Aber da können sie auch warten, bis Jeronimus so bald wieder hinkommt.

Franz. Das war ein bischen theuer; indessen sieht man doch die Preise schon merklich fallen.

Jeronimus. Nun, meiner Six, nicht in den Conditoreien. Denn das hab' ich hier in Kopenhagen überhaupt gemerkt, ist der Preis einmal in die Höhe gegangen, bleibt er es auch für ewige Zeiten, und ob man die Waare auch für die Hälfte kriegen kann.

Franz. Ja, insoweit habt Ihr schon recht, Nachbar. Aber der Mensch muß doch auch etwas für den Wohlgeschmack haben, was nützt Einem das Geld, wenn man sich nicht mal eine Güte dafür thun will?

Jeronimus. Aber Wasser und gebrannte Bohnen, können die wol wirklich gut schmecken? Versucht's einmal und gebt einem Kinde bloßen Kaffe ohne Zucker, und seht zu, ob es ihn nicht wieder ausspuckt. Vielleicht sagt Ihr, daß doch Euer Sohn Hans Franzen und Andere der Art einen himmlischen Geschmack darin entdecken. Ich entgegne: Euer Sohn Hans und andere Hansnarren haben sich Anfangs ihrer Natur zum Trotz dazu

gezwungen, blos weil das vornehm, weil das ausländisch war, und nachher bilden sie sich aus Gewohnheit ein, es schmeckt gut.

Franz. Sieh, da kommt mein Sohn.

Jeronimus. Ja, das mag er, ich getraue mich, ihm das selbst zu sagen, unter die Augen sag' ich's ihm. Aber was Henker ist das für eine Bommelage, die er da um den Hals trägt?

Franz. Das wird wol in Frankreich so Mode sein.

Jeronimus. Mode vorn, Mode hinten, so ist der doch ein Narr, der sich anders trägt, als alle Andern im Lande.

Franz. Hör', mein Sohn, was ist das für ein Heiliger, den Du da um den Hals trägst? Die Leute müssen ja denken, Du bist katholisch im Kopf geworden.

Jean. Pierre!

Pierre. Monsieur!

Jean. Pierre! expliquez cela pour ce vieux homme, je vas, vous me trouverez après de Monsieur Peche! (Ab.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen ohne Jean.

Franz. Peter, weshalb ging denn mein Sohn so rasch wieder fort?

Pierre. Er hatte nur etwas zu besorgen und bat mich, ihn zu excusiren.

Franz. Aber was ist denn das für ein Ritterorden, den er um den Hals trägt?

Pierre. Das ist ein Portrait, das er aus Frankreich mitgebracht hat.

Franz. Ist denn das in Frankreich Mode, so etwas zu tragen?

Pierre. Ei versteht sich, wer das in Frankreich nicht trägt, wird für eine Canaille gehalten und darf nie zu Hofe kommen.

Franz. Aber das schien mir recht ein liederliches Stück Arbeit, ich wollte das meiner Treu weit besser machen.

Pierre. Monsieur sehe sich vor, was er sagt, es könnte ihm übel bekommen. Denn dies Portrait ist von Monsieur Reinkohlgehackt, dem größten Maler in der ganzen Facultät zu Paris.

Jeronimus. Ei so möcht' ich doch drauf sterben, daß das in einer alten Chronik zu finden ist, die ich zu Hause habe; ich sah ja auf dem Fleck, daß das ein aus einem Buch geschnittener Kupferstich war. Hört, Nachbar, Euer Sohn ist ein Narr, und Ihr seid nicht viel besser; ich bedanke mich für Eure Verwandtschaft, auf die Art verkaufe ich meine einzige Tochter nicht. Und Du, Schelm, wenn Du uns nicht Augenblicks sagst, wer ihn zu solchem Unsinn verführt hat, so kommst Du nicht gesund von der Stelle.

Pierre. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo er dies Stück her hat, aber einen Eid kann ich darauf ablegen, daß ich unter dem Portrait diese Worte gesehen habe: Monsieur Reinkohlgehackt fecit.

Franz. Pfui, schämst Du Dich nicht, Peter? Wie kannst Du solche unanständige Reden führen.

Jeronimus. Holla, leiht mir mal Euren Stock, Nachbar! Wenn Dein Herr fragt, wer Dich geprügelt hat, so sage nur auch: Jeronimus fecit. (Peter weinend ab.)

Sechste Scene.

Jeronimus. Franz.

Jeronimus. Hört, Nachbar, ich hoffe, wir bleiben die alten guten Freunde, auch wenn das eingegangene Verlöbniß zwischen meiner Tochter und Eurem Sohn aufgehoben ist.

Franz. Ach, mein Herzensnachbar, Ihr habt mir ja versprochen, vierzehn Tage Geduld zu haben und zu sehen, wie mein Sohn sich aufführt. Brecht Ihr die Sache nun so rasch ab, so giebt das solch Gerede in der Stadt; um der alten Freundschaft willen, die jederzeit zwischen uns bestanden, thut das nicht, sondern habt noch Geduld so lange.

Jeronimus. Gut, gut, vierzehn Tage vergehen schnell. Doch bin ich überzeugt, daß er in der Zeit schlimmer werden wird, als besser.

Franz. Ich verlange nichts weiter, als daß Ihr blos die vierzehn Tage noch wartet.

Jeronimus. Gut, so lange will ich warten.

Franz. Lebt wohl, ich muß nach Hause zum Essen, meine Frau wartet auf mich.

Jeronimus. Prosit Mahlzeit!

Vierter Akt.

Erste Scene.

Antonius. Elsbeth. Marthe. Espen.

Antonius. Nun, wie geht's, meine gute Marthe?

Marthe. Das geht seinen guten Gang. Aber Ihr kommt mir ein wenig ungelegen, ich habe Franzen hieher bestellt; wiewol er mich nicht gesehen hat, ist er doch verliebt, wie eine Ratte. Ihr könnt denken, was für ein Narr er ist: ich hab' ihm einen alten Kupferstich gegeben, den ich aus des Herrn alten Büchern geschnitten und auf ein Stück Holz geklebt habe, und den trägt er um den Hals.

Elsbeth. Aber wie es möglich, daß er so närrisch sein kann?

Marthe. Seit ich ihn überredet habe, als wär' ich eine französische Dame und soeben von Paris gekommen, ist Alles möglich.

Antonius. Aber was hast Du davon, daß Du ihn so prostituirst?

Marthe. Davon hab' ich dies, daß sein künftiger Schwiegervater seine Tochter eher einem Schornsteinfeger giebt als so Einem; wie es dabei mit Euch ablaufen wird, weiß ich noch nicht. Es geht mir wie den Komödienschreibern; während die ihre Komödien schreiben, fällt ihnen erst ein, wie sie dieselben durchführen und endigen sollen. Aber da seh' ich ihn ja kommen; rasch bei Seite!

Zweite Scene.

Jean. Marthe als Madame La Fleche. Espen als d'Espang verkleidet.

Madame La Fleche. A cette heure il doit venir; war das nicht um drei, Monsieur d'Espang, daß er zu kommen versprach?

Jean (kniet vor ihr nieder, embrassirt sie und sagt:) Ah! charmante Madame! souffrez, que j'adore vous, que je baise votres beaux mains.

Madame La Fleche. Levez-vous Monsieur! c'est trop de humblesse pour un gentilhomme comme vous.

Jean. Ah! Madame, est il possible, que j'ai l'honneur, le plaisir, contentement et joie de vous revoir dans cette terre!

Madame La Fleche. J'ai venu pour vous voir, mais je croyais pas, que vous étiez si changé. Vous-êtes à cette heure habillé comme un antique bourgeois. Ha, ha, ha.

Jean. Pourquoi riez-vous, charmante Princesse?

Madame La Fleche. Rien! Monsieur de France, rien! je rie de la joie de vous voir, c'est toujours un plaisir de vous voir.

Jean. Je vous rends grace, Madame! mais comment trouvez-vous cette terre?

Madame La Fleche. Fort bon, Monsieur! les Danois êtes des fort bonnes gens. Il manque à eux seulement de s'informer dans les manières parisiens.

Jean. Ovis pardi si fait, Madame, vous avez grand raison dans cela. Dieu donne, que j'étois dans Paris wieder . . . et pardonnez, ma belle Madame, je voulois dire aussi. Mais Madame, avez vous amené avec vous quelques nouvelles chansons de Paris?

Madame La Fleche. Ovis Monsieur! celle-ci est la plus nouvelle.

(Sie singt ein Lied.)

Jean (auf den Knieen). Ah! Madame! je n'ai jamais céouté une plus belle chanson. Ah! Paris, Paris!

Madame La Fleche. Pourquoi pleurez Monseigneur?

Jean. Ah Madame! on veut me marier dans cette pays.

Madame La Fleche. Marier?

Jean. Ovis Madame!

Madame La Fleche. Marier?

Jean. Ovis c'est véritable, et avec une fille, qui s'appelle par malheur Elsebet.

Madame La Fleche. Quel diable de nom est cela? Parlez-vous tout bien de bon, Monsieur? ah, est il possible!

(Sie stellt sich, als ob ihr übel wird; Espen reicht ihr etwas zu riechen.)

Espen. Da kann Er nun sehen, Monsieur, wie Madame ihn liebt; ihr ist schlimm geworden aus lauter Alteration, da sie hörte, Monsieur wollte sich hier im Lande verheirathen.

Jean. Ach, wenn sie stirbt, so bringe ich mich auf dem Fleck selber um! Ach, sagt ihr, Monsieur Valet de Chambre, daß ich lieber mein Leben lassen, als mich hier verheirathen will! (Auf den Knieen) Ah belle Princesse! êtes vous malade?

Madame La Fleche. C'est un Uebergang, Monsieur! Levez-vous. (Espen flüstert ihr etwas ins Ohr, worüber sie sich sehr vergnügt stellt.)

Dritte Scene.

Arv. Jean. Madame La Fleche.

Arv tritt ein, setzt sich auf den Boden mit einem großen Stück Kreide und malt den Tanz ab, den er gesehen hat.

Arv. So ging der Tanz, so krumm wie 'ne Salzprätzel. Das hier soll Hans Franzen sein und das ist die Madam. Nein, die muß ich noch mal machen, ihr Hinterster ist nicht breit genug. Hier muß der Herr stehen und weinen — (er springt auf und betrachtet seine Zeichnung; inzwischen stehen die Andern, sprechen leise mit einander und weisen mit Fingern auf ihn). Ha ha ha, das ist, meiner Six, so natürlich geworden und so gut ist das Assamblix getroffen, es fehlt nichts, als daß sie blos noch reden könnten. Aber Element, da seh' ich Leute? Ist das nicht Jeronimusens Marthe, die sich eine Adrienne umgebunden hat, und steht und schwatzt mit Hans Franzen? Marthe, wo zum Henker hast Du die Adrienne her? Das ist ja die Zeit noch nicht, die Hundstage haben noch nicht angefangen.

Jean. Ei Du elementscher Schlingel, wie kannst Du Dich

unterstehen, einer vornehmen französischen adeligen Dame so in die Augen zu sehen?

Arv. Um Verzeihung, Monsieur Hans, ich dachte meiner Seel, es wäre Jeronimusens Marthe.

Madame La Fleche. Ah Monsieur, faites le sortir, j'ai peur pour les gens, qui sont fous.

Jean. Hinaus mit Dir, Du Schlingel, oder ich schlage Dir den Schädel entzwei! (Madame La Fleche steht und besieht Jeans Anzug; sie sagt Espen was ins Ohr und lacht: Ha, ha, ha! besieht seine Beine, sagt Espen wieder was ins Ohr und lacht: Ha, ha, ha!)

Jean. Pourquoi riez-vous, belle Madame?

Madame La Fleche. Je me retire un peu, Monsieur d'Espang, mon valet de chambre vous dira pourquoi. Excusez! Adieu! (Ab.)

Vierte Scene.

Jean. D'Espang.

Jean. Monsieur le valet de chambre! Monsieur d'Espang! Wie geht das zu, daß Eure Herrschaft mich so verächtlich tractirt? Was war das, was sie Euch ins Ohr sagte?

Espen. Tausend Thaler hätt' ich drum geben wollen, hätte ich das vorher gewußt; denn dann würde ich Monsieur bei Zeiten gewarnt haben. Indessen, das läßt sich leicht redressiren; sie sagte mir ins Ohr, so sehr sie Monsieurs Person ästimire, so sehr verachte sie seinen Anzug.

Jean. Sind denn andere Moden in Paris aufgekommen, seit ich weg bin? Denn freilich hielt ich mich auf der Rückreise drei Wochen in Dünkirchen auf.

Espen. Ja ja, Monsieur, da kommt das Unglück her. Wie Madame La Fleche sagt, knöpft sich seit sechs Wochen in Paris kein Cavalier mehr den Rock vorne zu, sondern blos hinten. So lange man das nicht gewohnt ist, scheint es allerdings ein wenig incommode; indessen vornehme Leute haben ja jederzeit ihren Kammerdiener, was man da zu Lande valet de chambre nennt, der knöpft sie auf und zu.

Jean. Ah! Malheureux, que je suis.

Espen. Das läßt sich noch in Ordnung bringen, wenn ich behülflich sein darf.

Jean. Vous me faites un grand plaisir, pardi!

Espen. So, nun wird der Monsieur gleich anders aussehen.

Jean. Giebt es sonst noch neue Moden?

Espen. Ja, aber da läßt sich schon abhelfen: alle vornehmen Leute, sagt sie, schmieren sich jetzt den Mund mit Schnupftabak.

Jean. Dem wollen wir gleich abhelfen, ich habe meine Tabatieren-Dose bei mir. Wo es sich um neue Moden handelt, da bin ich ma foi nie der Letzte gewesen. Ich hörte allerdings noch von einer Menge neuer Moden in Paris, die eben in der Mache waren, wie ich abreiste; aber Papa's Importunität erlaubte mir nicht sie abzuwarten. Je vous prie, Monsieur le valet de chambre, mich bei Madame La Fleche zu excusiren; als ich von Paris abreiste, war die Mode dans ma foi noch nicht in Gebrauch, non pardi, non! Denn vor der Parisischen Galanterie hab' ich viel zu großen Respect, um so etwas zu negligiren.

Espen. Paris ist eine artige Stadt, das muß alle Welt zugestehen. Auch richtet sich alle Welt nach den Parisischen Moden; kämen sie in Paris auf den Einfall, auf den Straßen ohne Hosen zu gehen, so folgten ihnen alle Andern darin nach.

Jean. Ich thäte das ma foi gleich. Alle Welt würde Anfangs über mich lachen; aber bevor das Jahr zu Ende, wäre die Mode überall, das hab' ich oft observirt. Allein, Monsieur valet de chambre, hat sich da auch sonst noch was verändert mit Perücke, Hut, Schuhen oder Strümpfen?

Espen. Nein, Euer Hut und Perücke, sagt Madame, können allenfalls noch passiren, aber die Zipfel von Monsieurs Halstuch müssen hübsch hinten heraushängen.

Jean. So so, ei das ist ja eine recht artige Mode. Dies Paris, das denkt doch in einer Woche mehr Galanterien aus als die ganze Welt in einem Jahre; ich werde das ma foi gleich

ebenso machen. Aber warum wollte Madame La Fleche mir das nicht selber sagen?

Espen. Ach, Monsieur kennen ja die französischen Damen, die sind viel zu höflich, einen guten Freund auf seine Fehler aufmerksam zu machen, sie lachen blos darüber und lassen den Andern blos rathen, was sie meinen. Aber nun ist Alles in Ordnung, nun wird es ihr ein Vergnügen sein, Monsieur binnen hier und einer Stunde in ihrem Hause wiederzusehen. Ich selbst werde die Ehre haben, ihn zu begleiten, wenn ich nur erst meine Geschäfte besorgt habe.

Jean. Je me recommande, Monsieur d'Espang.

Espen. Votre serviteur! Aber à propos, eine Kleinigkeit hab' ich noch vergessen, Monsieur in Madame's Auftrag zu sagen: nämlich, wenn Monsieur mit Permission zu sagen gähnt, so muß er sich ja nicht die Hand vor den Mund halten, das ist nun ganz aus der Mode und geschieht in Paris von keinem anständigen Menschen mehr.

Jean. Ovis da.

Espen. Serviteur. (Ab.)

Fünfte Scene.

Jean. Pierre.

Jean (tanzt und singt): La la la la la .... (Besieht das Portrait.) La la la la la .... Alles Neue erscheint zuerst seltsam. Aber nun find' ich schon, daß das eine reizende Mode ist, fort commode et fort dégagé. La la la la! — .:.. Mon Père und mon Schwieger-père sollen ma foi ebenso gehen, sie mögen wollen oder nicht, ich will keine altmodische Familie haben. Mein Papa wird sich wol noch im Guten dazu bringen lassen, seine alte Spießbürgertracht abzulegen; aber mein Schwiegerpapa, der es noch für einen Glaubensartikel hält, gerade so angezogen zu gehen wie sein Großvater, den muß ich sans façon dazu zwingen. Daß ich selbst zu leben weiß und galant bin, das

genügt mir nicht; auch meine Familie soll mir keine Schande machen. Mais voilà Pierre, qui vient?

Pierre. Ach, ach, Monsieur, Ihr müßt mich mainteniren oder ich kann nicht länger in Monsieurs Dienste bleiben.

Jean. Qu' as tu? dis moi, Pierre!

Pierre. Ach, Monsieur Jeronimus hat mich so geschlagen, daß ich kaum gehen kann.

Jean. Pourquoi donc?

Pierre. Weil Monsieur ein Gemälde vor der Brust trägt.

Jean. Pardi, ich werd' ihn lehren, was das heißt, einen gentil-homme's-laquai zu prügeln! Est il possible, daß er gewagt hat Dich zu schlagen?!

Pierre. Ovis, Monsieur! Aber Monsieur geht gewiß in Liebesgedanken, er hat sich den Rock verkehrt zugeknöpft; reste un moment, damit ich es wieder in Ordnung bringe.

Jean. Ei, du sot! badaud! bouffon! maraud! Weißt Du nicht, daß das die neueste Pariser Mode und daß Madame La Fleche mich ausgelacht hat, weil ich meinen Rock noch nach der hiesigen Art zuknöpfte?

Pierre. Die Mode hab' ich doch in Paris nicht gesehen?

Jean. Sie ist aufgekommen, während wir in Dünkirchen waren.

Pierre. Ovis da! Ja, da muß ich mich nur auch so knöpfen.

Jean. Non pardi, non; das ist blos für gens de qualité.

Pierre. Aha, die vornehme Welt soll allein verrückt sein. Aber wenn Monsieurs Schwiegervater das zu sehen kriegt, dann wird er toll.

Jean. Nicht blos sehen soll er das, sondern es ist auch mein Wille, daß er die Mode mitmachen soll.

Pierre. Das thut er nimmermehr.

Jean. Er muß!

Pierre. Comment donc?

Jean. Ich zwinge ihn mit Gewalt, denn wenn Madame La Fleche über das ganze Land lacht, so soll sie doch nicht über meine Familie lachen.

Pierre. Hat Monsieur sich dazu einmal resolvirt, so will

ich Ihm helfen als ein ehrlicher Kerl; ich wollte nur, wir hätten ihn gleich hier, so lange ich noch die Prügel fühle, die ich von ihm gekriegt habe. Aber da kommt er und allein, ma foi, fort à propos!

Sechste Scene.

Jeronimus. Die Vorigen.

Jeronimus. Vierzehn Tage gehen ja wol zu Ende, das hat nichts zu sagen, ich will gern die Zeit aushalten, damit man mir nicht sagen kann, ich hätte mein Wort gebrochen. Aber es wird nicht anders, ich will darauf sterben. — Aber da steht er ja; ich muß doch mal versuchen, ihn allein in die Beichte zu nehmen, wenn sein barmherziger Vater nicht dabei ist. Hört, Hans Franzen, laßt uns mal ein bischen ernsthaft mit einander reden... Aber was Henker seh' ich da? Seid Ihr bang, die Leute merken nicht ohnedies schon, wie verkehrt Ihr im Kopfe seid, daß Ihr auch noch Eure Tracht verkehrt? Wie ist wol je ein Mensch auf die Tollheit gekommen, sich den Rock hinten zuzuknöpfen? Das heißt ja den Rücken zum Bauch machen! Na so beklag' ich doch den alten braven Mann, der einen so verrückten Sohn hat.

(Jean und Pierre lachen zugleich: Ha ha ha!)

Jeronimus. Ja Du magst auch lachen, jetzt und später, so oft Du daran denkst, was für ein Narr, ein Geck, ein Gaukler Du bist.

(Jean und Pierre: Ha ha ha!)

Jean. A propos, mon cher Schwiegerpapa, der Rock, den Ihr da tragt, wurde der nicht zum letzten Jubeljahre gemacht? Ha ha ha ha ha!

Jeronimus. Ei du Hanswurst, Du Narr, ist Dein nach hinten gekehrter Rock nicht auf Fastnachtsabend gemacht oder auf den ersten April? Ha ha ha ha ha!

Jean. Mon cher Schwiegerpapa, verzeiht, daß ich über Seine wunderliche altmodische Tracht gelacht habe. Es läßt sich aber leicht ändern; wenn der Rock nur hinten zugeknöpft

wird, so kann er immer noch passiren; wie ich hier gehe, so gehen alle honneten Leute in Paris.

Jeronimus. Es ist doch thöricht von mir, noch dazustehen und mit solchen Gecken zu sprechen.

Jean. Attendez, mon cher Schwieger-père, Ihr kommt nicht vom Fleck, ma foi, bis Ihr Euren Rock umgedreht habt wie ich den meinen. Das ist pardi die vornehmste Mode in Paris; Madame La Fleche, die eben erst von Paris kommt, berichtet....

Jeronimus. Holla, Ihr Schlingel, wollt Ihr Hand an einen ehrlichen Bürgersmann legen?! Hier ist das für Madame La Fleisch und das für Madame La Kraut und das ist für Madame La Bratwurst und das ist für Madame La Speck! (Theilt Ohrfeigen aus.)

Jean. Pierre, ici, tenez! Halt den alten eigensinnigen Knaster fest! Ich will, ma foi, keinen Pedanten in der Familie haben — zieh' aus!

Pierre. Vîtement, Monsieur!

Jeronimus. He, Gewalt! Gewalt!

Jean. Wenn alte Leute kindisch werden, muß man sie zwingen wie Kinder.

Jeronimus. He, he, Gewalt!

Pierre. He, he, Geschwätz! Es ist ja zu Eurem eigenen Besten; wenn es nur erst gethan ist, nachher werdet Ihr uns noch danken, gerade wie ein Patient sich auch erst gegen den Feldscheer zur Wehre setzt, der ihm einen Zahn ausziehen will; aber wenn es überstanden ist, so küßt er ihm nachträglich die Hand und bedankt sich.

Jeronimus. O weh, o weh!

Jean. Nur still, mon cher Schwiegerpapa! Nun seht Ihr pardi aus wie ein Ambassadeur. Die ganze Familie muß umgearbeitet werden; ich werde meine Schwiegermama und Mademoiselle Isabelle zu Madame La Fleche führen, damit sie lernen, was jetzt die feinste Damenmode in Paris ist.

Pierre. Monsieur, soll ich Eurem Schwiegervater nicht auch das Halstuch anders binden?

Jean. Ovis pardi si fait. (Während der Andere ihn hält, bindet Pierre ihm das Halstuch um.)

Jeronimus. Ah ah ah ....

Siebente Scene.

Die Vorigen. Antonius.

Antonius (mit dem Degen in der Hand). Holla, Ihr Straßenräuber, ich will Euch lehren, einen alten vornehmen braven Herrn zu überfallen! Ach, mein theurer Herr Jeronimus, was schmerzt mich das, Sie so übel behandelt zu sehen! Sieh, wie die Schelme den vornehmen wackern Herrn zugerichtet und prostituirt haben.... Gebt Euch zufrieden, Herr Jeronimus, den Schimpf räche ich und wenn es mich das Leben kosten soll!

(Jean und Pierre laufen fort.)

Jeronimus. Ach, mein theurer Monsieur, Ihr habt mein Leben, meine Ehre gerettet! Denn lieber wollt' ich sterben, als daß mich Einer so zugerichtet gesehen. Es würde mir eine große Freude sein, wenn ich Ihm in irgend etwas wieder dienen könnte; möcht' Er doch meiner Hülfe bedürfen und möchte es Ihm nur belieben, mich auf die Probe zu stellen.

Antonius. Ach, mein Herr Jeronimus, ich sehe, der Himmel selbst favorisirt meine Absicht und bahnt mir den Weg, Euch dasjenige vorzustellen, wovon ich bisher noch nie die Dreistigkeit hatte, mit Euch zu sprechen. Ihr habt ja wol eine Tochter, mein Herr?

Jeronimus. Ja, aber was gehört das hieher?

Antonius. Ach, mehr darf ich nicht sagen, Ihr müßt selbst errathen, was ich meine —

Jeronimus. Ich errathe es, ja wol. Vermuthlich ist Er in meine Tochter verliebt: aber darauf kann ich Ihm keine Antwort ertheilen, weil ich den Herrn ja gar nicht kenne. Dürft' ich fragen, wer Seine Eltern sind?

Antonius. Ich bin Jesper Lorenzens Sohn in der kurzen

Straße; mein Vater ist bekannt bei allen anständigen Leuten in Kopenhagen.

Jeronimus. Ja freilich ist er bekannt. Ist Er Jesper Lorenzens Sohn, so hat Er einen braven Mann zum Vater und einen von den anständigsten Bürgern der Stadt; wir sind ehedem zusammen gereist, auf den Kieler Umschlag und den Schnapsmarkt in Wiborg. Es wird mir eine Freude und eine Ehre sein, mit ihm verwandt zu werden; spreche Er nur selbst mit meiner Tochter.

Antonius. Wenn weiter kein Hinderniß ist, so bin ich schon so gut wie Euer Schwiegersohn. Die Sache ist diese: Schon seit einigen Jahren hab' ich nicht nur Eure Tochter Elsbeth geliebt, sondern auch ihr Herz habe ich gewonnen. Allein keines von uns unterstand sich davon zu sprechen, aus Rücksicht auf die anderweite Verlobung, die zwischen ihr und Eures Nachbars Sohn geschlossen war. Dessen Zurückkunft hat mich tief betrübt, nicht minder Eure Tochter, und uns fast in Verzweiflung gebracht.

Jeronimus. Steht da sonst nichts im Wege, so ist der Knoten gelöst; seht her, da hat Er meine Hand drauf, daß Niemand anders meine Tochter kriegen soll. Aber da kommt ja meine Tochter selbst, recht zur gelegenen Stunde.

Achte Scene.

Die Vorigen. Elsbeth.

Jeronimus. Hör', Elsbeth, kennst Du diesen Herrn?

Elsbeth. Nein, in der That, ich kenne ihn nicht, Papa —

Jeronimus. Ja, Du kennst ihn meiner Six ... Sieh, wie roth die wird! Nun, nun, gieb Dich zufrieden, weine nicht, mein Kind, ich kenne die ganze Sache; komm her, gieb ihm Deine Hand, Du sollst seine Braut werden.

Elsbeth. Ach, mein Herzensvater, warum treibt Ihr solchen Scherz mit mir? Ihr habt mich ja doch einmal, wenn auch gegen meinen Willen, mit Hans Franzen verlobt.

Jeronimus. Ja das war früher; jetzt aber habe ich gelobt, Hans Franzen freies Quartier auf dem Rathhause zu verschaffen, und dazu soll Dein künftiger Eheliebster, der es mit angesehen hat, welchen Schimpf er mir angethan, behülflich sein. Geh' hin und reich ihm die Hand. Nu guck, wie schüchtern sie thut, als ob sie ihn noch nie gesehen hätte! Kommt, laßt uns mit einander nach Hause gehen, ich muß Rache an Hans Franzen haben, bevor die Sonne untergeht. —

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Jean. Pierre.

Jean. Par di, est il possible? Quelle brutalité!

Pierre. Monsieur, wenn wir uns nicht retiriren, so geht es uns an den Hals; Jeronimus sucht uns überall und Euer Vater, hör' ich, ist nicht minder aufgebracht als er.

Jean. Ist das nicht ein Elend, Pierre, in einem Lande zu wohnen, wo die Leute so wenig Einsicht haben! Ich hatte gedacht, Monsieur mon Papa und mein Schwiegerpapa sollten vor Freude über meinen Anblick in Ohnmacht fallen.

Pierre. Ich meiner Seel' ebenso.

Jean. Fremde wissen das besser zu schätzen als meine eigenen Eltern.

Pierre. Ja, es geht, Monsieur, wie es im Sprüchwort heißt: der Poet gilt nichts im Vaterlande.

Jean. Ich will von meinen artigen Manieren nichts weiter sagen, es genügt, daß eine der liebenswürdigsten Damen dans la France hiehergekommen ist lediglich um meinetwillen.

Pierre. Ja, und was das Merkwürdigste ist, Monsieur, just von Paris. Denn wäre es noch eine hottentottische, kosakische, calekutische, husarische, malabarische Dame gewesen, oder eine aus Thye, Bogöe, Island oder Grönland, so hätte man denken können, die Dame hätte in dem Lande, wo sie herkommt, noch nicht viel galante Leute gesehen, darum fände sie so viel Geschmack an Euch. Aber, Monsieur, sie kommt direct von

Paris, wo alle Welt die feinsten Manieren hat, wo gemeine Weiber im Friesrock Journale lesen, Menuet tanzen und perfect französisch sprechen. Und das sind ja doch die drei Dinge, die einen vollkommenen Menschen ausmachen. Angenommen selbst, Monsieur hätte keine artigen Manieren, so muß Ihm doch alle Welt die Meriten zugestehen, in wenigen Monaten funfzehnhundert Thaler in der galantesten Stadt von Europa verzehrt zu haben, und das ist schon allein ein Grund, weshalb alle redlichen Menschen Monsieur ästimiren müssen.

Jean. O vis, par di si fait.

Pierre. Denn schon diese Depensen geben zu erkennen, daß Monsieur in Paris als ein vornehmer Mann gelebt hat.

Jean. Si fait.

Pierre. Nicht wie ein Knicker.

Jean. Vous avez raison.

Pierre. Nicht wie ein Schlingel.

Jean. Si fait.

Pierre. Nicht wie ein Schwein.

Jean. Cela s'entend.

Pierre. Nicht wie ein Küchenjunge.

Jean. Non, par di, non.

Pierre. Nicht wie ein fauler Esel.

Jean. Non, si fait, non.

Pierre. Nicht wie ein ordinärer Hund.

Jean. Peste! Halt' einmal auf mit diesen Titeln, ich verstehe schon so, was Du meinst.

Pierre. Ich wollte nur dies sagen, Monsieur, daß jeder redliche Mann, der blos dies Eine hört, wie viel Geld Ihr in wenigen Monaten in Paris verbraucht habt, sogleich folgendes Raisonnement anstellen wird: an dem Monsieur muß doch was sein, für so viel Geld muß er doch was gelernt haben, und darum wird er sich nicht weigern, Monsieur seine Tochter zu geben.

Jean. Und doch siehst Du, wie wenig meine Eltern es zu schätzen wissen.

Pierre. Wie können solche Dummköpfe, als hier im Lande sind, Monsieur zu schätzen wissen? Weit entfernt, Seine Quali-

täten zu würdigen, legen sie Ihm alle Nichtsnutzigkeiten bei, die es nur giebt.

Jean. Was sagen sie denn von mir?

Pierre. Ich schäme mich, davon zu sprechen, es wäre mir neulich beinahe schlecht gegangen Seinetwegen.

Jean. Ah, dites hardiessement! Du weißt ja, daß wir Pariser uns so etwas nicht zu Herzen nehmen.

Pierre. Einige nennen Monsieur Hans Bäsemängs, weil er umhergeht und allen Frauenzimmern die Hände küßt.

Jean. Par di, quels sots! Das ist just eine von den artigsten Qualitäten, die ein Galanthomme besitzen kann.

Pierre. Einige sind gröber und nennen Monsieur Hans Narr, Hans Affe, Hans Gaukler, Hans Topfgucker, Hans Marktschreier, Hans Drehdenhintern, Hans Stelzengänger, Hans Capriolenschneider, Hans ....

Jean. Nun nun, genug, genug, ich mag nichts mehr davon hören.

Pierre. Hans Petit-Maître, Hans Tänzer, Hans Sprachverderber, Hans ....

Jean. Halt' auf, sag' ich, Maraud!

Pierre. Hans Spieler, Hans Pflastertreter, Hans Harlekin ....

Jean. Wenn Du nicht aufhörst, schlag' ich Dir den Schädel ein, je t'ecraserai ton tête!

Pierre. Monsieur hat mich ja selbst drum gebeten. Aber da kommt Arv wieder.

Zweite Scene.

Arv. Jean. Pierre. Nachher ein Spieler hinter der Scene.

Arv. Ich möchte jetzt meiner Seel' nicht an Hans Franzens Stelle sein und wenn mir Einer zwei Mark gäbe. Jeronimus hat darauf geschworen, er will nicht zu Bette gehen, bevor er ihn nicht ins Spinnhaus gebracht hat oder was man so nennt in Prison. Es war aber auch unverschämt, so mit einem alten

Manne umzugehen, der seine bürgerlichen Steuern und Abgaben so manches Jahr richtig bezahlt hat. Nehmt nur mal an, Ihr guten Leute, wie er ihn behandelt hat. Als zum Exempel: ich ziehe meine Jacke aus und kehr' sie um (kehrt die Jacke um) — seh' ich nun nicht aus wie ein Narr? Ha ha ha ha ha ha, genau so sah Jeronimus aus. Ich möchte so nicht auf die Straße unter die Leute gehen und wenn mir Einer zwei Schillinge gäbe; die Bettelvögte könnten denken, ich wäre verrückt, und schleppten mich in den Narrenthurm. (Er dreht seine Jacke wieder ordentlich.) Die Madame sitzt zu Hause und weint, als hätte sie Prügel gekriegt. Aber das ist ihr schon recht; denn wenn der Herr ihm kein Geld schicken wollte, wie er da in Westindien oder Frankreich war, wie das nun heißt, da verkaufte sie Rock und Schürze, blos um es ihm zuzuwenden.

Jean. Arv, wie steht's zu Hause?

Arv (sich im Kopfe kratzend). Ganz gut, Monsör.

Jean. Na, da Du Dich so im Kopfe kratzest, so kann das nicht weit her sein; sag' mir nur, wie es steht.

Arv. Ganz gut, Morsör, ich danke für gütige Nachfrage, aber .... lebt wohl, Monsör, ich muß gehen.

Jean. Was willst Du sagen mit diesem Aber? Rasch, sprich, wie steht es? Du kriegst sonst ma foi Prügel.

Arv. Es steht Alles wohl, meiner Seel'. Aber Einiges steht auch verflucht übel.

Jean. Sprich nur dreist, Arv, ich schenke Dir auch einen Livre.

Arv. Nein, Monsör, Leber ess' ich nicht, die geb' ich jedesmal dem Hunde, so oft ich sie kriege. Aber will Monsör mir vielleicht was zu einer Kanne Bier schenken?

Jean. Sieh her, da sind zwei Mark, das war dasselbe, was ich vorhin meinte.

Arv. Gramarci, Monsör.

Jean (zu Pierre). Was für ein dummes Vieh der Kerl doch ist, der wußte nicht einmal, was ein Livre de France ist.

Arv. Na da will ich Monsören nur warnen, daß Er sich bei Zeiten auf die Socken macht; Jeronimus hat schon nach den Nachtwächtern und Bettelvögten geschickt, um Ihn in Arrest

schmeißen zu lassen. Unser Herr hat ebenfalls seine Hand von Ihm gezogen und schwört darauf, daß Er ins Loch gesperrt werden soll, ein ganzes Jahr.

Pierre. Soll ich auch eingesperrt werden?

Arv. Nein, das hat keine Noth, Peter, Du sollst blos unterm Schandpfahl durchgehauen werden, und nachher kannst Du laufen, wohin Du willst.

Jean. Aber was ist da draußen für ein Lärm?

Ein Spieler (draußen). Ich will den Kerl lehren, sich aus dem Staube machen, ohne zu bezahlen!

Jean. Peste, was ist da zu machen?! Da kommt mir Einer auf den Hals, an den ich neulich hundert Thaler verspielt habe; sowie er den Rücken wandte, lief ich fort, denn ich konnte ihn nicht bezahlen.

Der Spieler (draußen). Entweder muß er sich mit mir schlagen, oder er muß mir mein Geld geben.

Pierre. Ach Herr, ich muß einen Augenblick fort, mir thut was noth; ich komme gleich wieder ....

Jean. Willst Du bleiben, Maraud? Ist das jetzt Zeit fortzulaufen, da Du siehst, daß ich angefallen werde?

Pierre. Ach mein Bauch! mein Bauch! Ich habe zu rasch auf den Kohl getrunken, das war mein Unglück.

(Läuft in einen Winkel und verkriecht sich.)

Der Spieler (draußen). Ich will ihn lehren, was das heißt, mit anständigen Leuten zu spielen!

Jean. Ach lieber Arv, kannst Du mir nicht helfen, mich zu verstecken? Ich will Dich belohnen als ein honnête homme.

Arv. Ich habe hier einen Sack bei der Hand, wenn Monsör sich dahineinstecken lassen will?

Jean. Es ist alles gleichviel, Arv, wenn ich mich nur verstecken kann.

(Arv steckt ihn in den Sack und setzt sich darauf, wie auf ein Packet.)

Dritte Scene.

Der Spieler. Arv. Jean. Pierre im Versteck.

Der Spieler. Ich will meiner Seel' heut Abend nicht zu Bette gehen, bis ich ihn gepackt habe! Es ist mir weniger um das Geld, als um das böse Exempel, das Andere sich daran nehmen können, aus dem Spiel zu laufen, ohne zu bezahlen!

(Jean in dem Sack fängt an zu zittern.)

Arv (schlägt ihn und sagt). Lieg' still oder Dich holt die Schwerenoth.

Der Spieler. Mit wem sprichst Du, Kamerad?

Arv. Ich spreche mit meinem Sack.

Der Spieler. Mit Deinem Sack? Was hast Du denn in Deinem Sack?

Arv (wird ängstlich und stammelt). Ich habe meiner Seel' nichts drin als Butter.

Der Spieler. Butter in dem Sack, auf dem Du sitzest? Das ist nicht möglich.

Arv. Nein, es ist wahr, es sind Lichter.

Der Spieler. Lichter? Das ist ja noch toller.

Arv. Nein, es ist wahr, ich versprach mich, es sind feine Spitzen.

Der Spieler. Das muß ja ein verwünschter Haufen Spitzen sein; das hängt nicht richtig zusammen, das sind gewiß gestohlene Sachen.

Arv. Nein, es ist wahr, es sind Erbsen.

Der Spieler. Du bist ein Dieb, ganz gewiß, ich merk' es schon. Fort, laß mich sehen, was Du da hast?

Arv. Es ist gewiß nicht Hans Franzen, Monsör, ich will Euch einen Eid darauf leisten; wie sollte Hans Franzen dazu kommen, in einem Sack zu stecken?

Der Spieler. Ha ha, nun sollt Ihr noch sehen, nun komme ich doch noch zu meinem Gelde.... Sieh da, Monsieur Franzen, seid Ihr hier? Das ist mir ja recht angenehm. Hier habt Ihr nun die Wahl zwischen zwei Dingen: entweder Ihr bezahlt mir sofort mein Geld, oder Ihr schlagt Euch.

Jean. Monsieur! je n'ai point d'argent.

Der Spieler. Monsieur, Französisch verstehe ich nicht, wir wollen uns auf Dänisch schlagen. Rasch: zieh! oder Geld!

Jean. Ich will Ihm eine Verschreibung geben, Monsieur.

Der Spieler. Keine Redensarten: Geld her oder sich schlagen!

Arv. Schuft, wer länger hier bleibt! (Läuft fort.)

Jean. Ach Monsieur, habt doch Geduld mit mir, Ihr sollt ja das Geld gewiß noch kriegen.

Der Spieler. Ich verlange nichts, als daß Ihr zieht!

Jean. Monsieur, hier habt Ihr meine Uhr.

Der Spieler. Die ist gut, die nehm' ich für vierzig Thaler; nun gebt noch Rock, Weste und Hut her, so will ich mich als bezahlt ansehen.

Jean. Ihr werdet doch, hoff' ich, nicht haben wollen, daß ich nackt gehen soll?

Der Spieler (zieht seinen Degen). Allons! Rock, Weste und Hut her, oder sich schlagen! (Jean zieht Rock und Weste aus und giebt dem Spieler mit dem Hut auch zugleich die Perücke.) Monsieur! votre très humble serviteur! Quittire dankend. (Ab.)

Pierre (kommt aus dem Versteck). Ach Monsieur, nun seid Ihr ja so nackt, als ob Ihr aus Mutterleibe kämt? Was für ein Unglück doch das Spiel anrichtet!

Jean. Ei nun, bitte sehr, mit Hosen, Schuhen und Strümpfen kommt man doch, so viel ich weiß, nicht zur Welt. Aber Du Poltron, wollt' ich Dir thun, wie Dir gebührt, so müßt' ich Dir den Kopf spalten; ist das nicht unverantwortlich, so Deinen Herrn zu verlassen?

Pierre. Es ist wahr, ich wollte selbst, daß ich hätte können da bleiben und so tapfer fechten wie Monsieur. Allein ich riskire jedesmal eine Ohnmacht, sowie ich einen bloßen Degen sehe.

Jean. Allons, retirons nous à la Madame la Fleche, die wird uns wol in Protection nehmen; Du weißt ja, wo sie wohnt?

Pierre. Ich? Woher sollt' ich das wissen?

Jean. Ach, was sind das doch für grobe und unpolirte Leute, unter denen wir wohnen! Ach Paris, Paris! Wären

wir nur erst wieder in Paris, Pierre! Mais voilà, Madame la Fleche's valet de chambre, Monsieur d'Espang!

Vierte Scene.

Espen. Jean. Pierre.

Espen. Ich suche Monsieur Jean de France, aber er ist nirgends zu finden; ich habe nach ihm gefragt in seines Vaters Haus, ich habe nach ihm gefragt bei ..... Aber da ist er ja sammt seinem Bedienten. Monsieur, Madame La Fleche läßt ihren gehorsamen Respect vermelden und hat mir diesen Brief übergeben, bevor sie abreiste.

Jean. Ist Madame La Fleche abgereist?

Espen. Ja, vor einer halben Stunde.

Jean. Warum reistet Ihr denn nicht mit?

Espen. Weil sie mich nicht mehr vonnöthen hatte.

Jean. Ist sie denn allein gereist?

Espen. Ja richtig, solche Damen allein reisen! Sie hatte nicht weniger als vier Lakaien mit sich, ich war blos so einstweilen der Sprache halber angenommen worden. Hier ist ein Brief, den sie mir für Monsieur übergab.

Jean (liest den Brief). Pierre!

Pierre. Monsieur!

Jean. Wir sind oben drauf, hoch in den Lüften.

Pierre. Sollen wir denn gehängt werden?

Jean. Wie Madame La Fleche schreibt, hat sie von meinem Verdruß gehört und mag deshalb nicht länger hier bleiben. Aber ich soll sie in Hamburg bei Monsieur Gobere treffen, sie will mich mit sich nach Paris nehmen und mich in die glänzendste Lage versetzen. Wir müssen reisen, wie wir gehen und stehen; allons! dépêchons! Ich bin fertig, bestelle nur immer den Wagen; denn ich will nur einen Abschiedsbrief an meinen Papa schreiben. Adieu mon cher Monsieur d'Espang! Je vous rends mille graces pour votre civilité! (Jean und Pierre ab.)

Fünfte Scene.

Espen. Marthe.

Espen. Marthe, komm her, der Narr ist fort!

Marthe. Ging das nicht herrlich? Mußt Du nicht einräumen, Espen, daß ich eine habile Person bin?

Espen. Ja, kleines Mamsellchen, wenn Glück bei Verstand ist, lassen sich große Dinge mit geringer Kunst ausführen. Eure Intrigue war meiner Treu' keine Hexerei, Eure Absicht war nur, Hans Franzen noch französischer und närrischer zu machen, als er schon war. Die wahre Ursache zu Antonius' Glück seid eigentlich nicht Ihr, sondern eine Prügelei. Es geschieht wol öfters, daß Einer etwas weislich überlegt, ein Anderer dagegen fängt seine Sache ganz unbesonnen und thöricht an: aber wenn Glück und Unglück dazwischen kommen, so kann es so ausfallen, daß der Erstere für einen Dummkopf gehalten wird und der Andere für einen weisen Mann. Denn die Welt urtheilt nicht nach der Absicht, sondern allein nach dem Erfolg.

Marthe. Das bleibt sich gleich, da geht es mir wie manchen großen Generalen: wenn die eine Schlacht gewinnen, so werden sie auch dargestellt als große und einsichtsvolle Männer: und doch, wenn man alle Umstände näher prüft, so verdanken sie ihren Sieg und ihre Ehre nicht selten reinen Zufälligkeiten, an die sie selbst nicht im Mindesten gedacht haben. Die Welt wird nun einmal vom Glück regiert und das Glück ist eine Schlumpe.

Espen. Marthe, Du sprichst wie ein Engel, Du bist so gelehrt, daß Du Bücher schreiben könntest; ließe man Dich studiren, Du würdest noch die zweite Brigitte Tott.

Marthe. Ja, ja, ich lese mitunter im Senecus.

Espen. Ja, das merk' ich schon seit einiger Zeit.

Marthe. Wie so denn?

Espen. Ja weil unsere Grütze, die wir zu Abend kriegen, entweder nicht gar oder angebrannt ist. Ich schätze gelehrte Frauenzimmer sehr, aber zur Frau oder zur Haushälterin mag ich sie nicht haben.

Marthe. Ei Possen! Aber da kommen die beiden Alten.

Sechste Scene.

Jeronimus. Franz. Marthe. Espen. Ein Knabe.

Jeronimus. Nein, die Sache lass' ich nicht stecken, Nachbar! Ihr thut nicht recht, einen solchen verlorenen Sohn noch zu vertheidigen.

Franz. Ich vertheidige meinen Sohn nicht mehr, ich will ihn nie wieder vor Augen sehen, ich spreche nur für mich selbst; denn wenn Ihr ihn beschimpft, beschimpft Ihr die ganze Familie. Weg da, Junge, was hast Du hier zu thun?

Der Knabe. Da war Einer, der gab mir einen Brief auf der Straße, ihn dem Herrn zu bestellen. (Ab.)

Franz (liest). „Madame La Fleche, eine vornehme französische Dame, hat mich zu gut für dieses Land gefunden und mich deshalb mit sich nach Frankreich genommen. Ich habe mich im Auslande an Artigkeit und Galanterie gewöhnt und kann es daher unmöglich bei solch gemeinem und grobem Volke aushalten, wie meine Familie ist. Ich komme nicht wieder; wollt Ihr mir schreiben, so könnt Ihr den Brief adressiren: à la Madame la Fleche, Dame très célèbre et très renommée dans la France. Der Brief muß französisch geschrieben sein, denn in wenigen Monaten habe ich mir vorgesetzt, kein Wort dänisch mehr zu verstehen. Die Aufschrift auf dem Briefe aber muß so lauten: A Monsieur Monsr. Jean de France, gentil-homme et grand favorit de la Madame la Fleche, Courtisane très renommée, dans la Cour de France. Briefe ohne diese Aufschrift schicke ich unerbrochen zurück. Je suis le Votre: Jean de France, gentilhomme Parisien. Copenh. d. 18. Majus . . .“

Jeronimus. Wollt Ihr ihn noch für Euern Sohn anerkennen? Hab' ich nun nicht die Freiheit, meine Tochter zu geben wem ich will?

Franz. Ja gewiß.

Jeronimus. Ich habe sie mit Jesper Lorenzens Sohn versprochen.

Franz. Das ist ein wackerer junger Mensch; ich gratulire.

Jeronimus. Lasse der Nachbar sich überreden, zur Hochzeit zu kommen und guter Dinge zu sein.

Franz. Ganz gewiß; meinen Sohn hab' ich mir schon aus dem Sinn geschlagen.

Jeronimus. Daran thut Ihr Recht.

Franz. Was mich am meisten ärgert, das ist auseinanderzukommen mit solchem guten wackern Manne, wie Ihr, dem ich mich durch Verwandtschaft zu verbinden hoffte.

Jeronimus. Ei Nachbar, Eure Tochter Lisbeth ist ja erwachsen?

Franz. Ja das ist sie.

Jeronimus. Mein Sohn Jochen ebenfalls, kann das nicht eine neue Verwandtschaft geben?

Franz. Ja, wenn Ihr meint, so kann das schon gehen.

Jeronimus. Da habt Ihr meine Hand darauf, daß er ihr Mann werden soll; er hat sie meiner Seel' schon auf dem Korne, das hab' ich schon gemerkt.

Nun, Nachbar, für ein ander Mal
Scheint mir's doch mehr zu passen,
Man giebt den Söhnen rasch ein Weib,
Als sie erst reisen lassen.

Es zeigt sich ja die Lehre klar
An Eures Sohns Geschicke:
Was nützt es, fremde Länder sehn,
Kehrt man als Narr zurücke?

Seht andre Nationen an:
Da wird zu Haus geblieben,
Und nur von Dänemarks Söhnen wird
Das Narrenspiel getrieben,

Daß sie verlernen dänisch Wort,
Verlernen unsre Sitten,
Und kommen wie die Affen dann
Neumodisch heimgeschritten.

Und kommt man ohne Reisen denn
Durchaus nicht zu Verstande,
So reist bis an die Elbe nur,
So bleibt das Geld im Lande.

Was nützt es, große Sprünge bis
In fremde Länder machen?
Am schönsten wird dem Dänen doch
Stets Dänemarks Sonne lachen.

Jeppe vom Berge

oder

Der verwandelte Bauer.

Komödie in fünf Akten.

Personen.

Jeppe vom Berge.
Nille, seine Frau.
Jacob, Schuster.
Baron Nilus.
Der **Sekretär.**
Der **Kammerdiener.**
Erich, Lakai.
Ein **zweiter Lakai.**
Erster Doctor.
Zweiter Doctor.
Der **Verwalter.**
Des **Verwalters Frau.**
Drei bewaffnete Männer.
Erster Advocat, als Ankläger.
Zweiter Advocat.
Der **Richter.**
Ein **Bedienter.**
Magnus.

Erster Akt.

Erste Scene.

Nille (allein).

Nille. Solchen faulen Schlingel giebt es doch, glaub' ich, im ganzen Kirchspiel nicht, wie meinen Mann; ziehe ich den nicht bei den Haaren aus dem Bette, so ist er nicht wach zu kriegen. Heute weiß der Schlingel nun, daß Markttag ist, und doch liegt er und schläft, wer weiß wie lange. Herr Paul sagte neulich zu mir: Nille, Du bist zu hart gegen Deinen Mann, er ist doch und soll doch Herr im Hause sein. Ich aber antwortete ihm: Nein, mein guter Herr Paul, wollt' ich meinem Manne das Regiment im Hause nur ein Jahr lassen, so kriegte weder die Herrschaft ihre Grundsteuer, noch der Pastor seinen Zehnten: denn er vertränke in der Zeit alles, was im Hause wäre. Sollt' ich einen Mann im Hause schalten und walten lassen, der im Stande wäre, Wirthschaft, Frau und Kinder, ja sich selbst für Branntwein zu verkaufen? Worauf Herr Paul ganz stille schwieg und sich den Bart strich. Der Verwalter giebt mir Recht und sagt: Mütterchen, kehre Dich nicht daran, was der Pastor sagt, im Katechismus steht freilich: Du sollst Deinem Mann gehorsam und folgsam sein; dagegen aber in Deinem Pachtbriefe, der jünger ist als der Katechismus, steht: Du sollst Deinen Hof in gutem Stande halten und Deine Steuern richtig bezahlen, und das kannst Du unmöglich thun, wenn Du Deinen Mann nicht Tag für Tag bei den Haaren ziehst und ihn zur Arbeit prügelst. Nun hab' ich ihn eben aus dem Bett gezogen und bin in

die Scheune gegangen, um zu sehen, wie es mit der Arbeit steht; wie ich wieder hereinkomme, sitzt er auf dem Stuhle und schläft, die Hosen, mit Respect zu sagen, an einem Bein. Da mußte denn sofort die Karbatsche vom Nagel, und mein guter Jeppe wurde durchgeschmiert, bis er vollständig aufgewacht war. Denn das ist das Einzige, wovor er noch Angst hat, der Meister Erich; so nenn' ich nämlich die Karbatsche. He, Jeppe, bist Du Hundevieh noch nicht angezogen? Soll Meister Erich noch einmal mit Dir reden? He, Jeppe, hieher!

Zweite Scene.

Jeppe. Nille.

Jeppe. Ich muß ja doch Zeit haben, mich anzuziehen, Nille, ich kann ja doch nicht in die Stadt gehen, wie ein Schwein, ohne Hose und Jacke.

Nille. Hast Du Lumpenkerl nicht zehn Paar Hosen anziehen können, seit ich Dich vorhin weckte?

Jeppe. Hast Du Meister Erich fortgelegt, Nille?

Nille. Ja, fortgelegt hab' ich ihn, aber ich weiß auch den Fleck, wo ich ihn wiederfinde, wenn Du Dich nicht sputest. Hieher! Sieh, wie er kriecht! Hieher! Du sollst in die Stadt und sollst mir zwei Pfund grüne Seife kaufen; sieh her, hier hast Du das Geld dazu. Aber höre: wenn Du nicht in vier Stunden wieder hier zur Stelle bist, so soll Meister Erich auf Deinem Rücken polnisch tanzen.

Jeppe. Wie kann ich vier Meilen in vier Stunden gehen, Nille?

Nille. Wer sagt denn auch, daß Du gehen sollst, Du Hahnrei? Laufen sollst Du! Dein Urtheil ist Dir nun gesprochen, nun thu' wozu Du Lust hast. — (Ab.)

Dritte Scene.

Jeppe (allein).

Jeppe. Nun geht die Sau hinein und ißt Frühstück und ich armer Kerl soll vier Meilen gehen und kriege weder Naß, noch Trocken. Ob wol irgend ein Mann solch ein verfluchtes Weib hat wie ich! Ich glaube wirklich, sie ist Geschwisterkind mit dem Satan. Da sagen sie nun im Dorf, Jeppe trinkt; aber sie sagen nicht, warum Jeppe trinkt. So viel Prügel hab' ich nicht gekriegt die ganzen zehn Jahre, die ich unter der Malicie war, wie jetzt in einem Tage von dem abscheulichen Weibe; sie schlägt mich, der Verwalter treibt mich zur Arbeit wie ein Vieh, und der Küster macht mich zum Hahnrei. Muß ich da nicht brav trinken, muß ich nicht die Mittel gebrauchen, welche die Natur uns darbietet, die Sorgen zu vertreiben? Wär' ich ein Schwachkopf, da würde mir das nicht so zu Herzen gehen, da tränke ich lieber nicht. So aber ist das eine ausgemachte Sache, daß ich ein scharfsinniger Mann bin; darum fühl' ich das mehr als Andere, darum muß ich auch trinken. Mein Nachbar Moons Christoffersen, als welcher mein Freund ist, sagt öfters zu mir: Schlag' der Teufel in Deinen dicken Bauch, Jeppe, Du mußt um Dich hauen, so wird die Frau sich schon bessern. Aber ich kann nicht um mich hauen, aus dreierlei Gründen. Erstlich, weil ich keine Courage habe; zweitens wegen dem verwünschten Meister Erich, der hinter dem Bette hängt und an den mein Rücken nicht denken kann, ohne zu weinen; zum Dritten, weil ich, ohne mich zu rühmen, ein grundgutes Gemüthe bin und ein guter Christ. Darum suche ich mich auch niemals zu rächen, selbst nicht einmal an dem Küster, der mir doch ein Horn nach dem andern setzt. Im Gegentheil, er kriegt sein Opfer regelmäßig an allen hohen Festen, während er nicht einmal so viel Ehre im Leibe hat, mir einen Krug Bier vorzusetzen das ganze Jahr. Aber nichts ist mir mehr zu Herzen gegangen als die spitzigen Worte, die er mir voriges Jahr zu hören gab. Nämlich als ich erzählte, daß ein

wilder Stier, der sonst keinen Menschen fürchtete, plötzlich vor mir die Flucht ergriffen, da sagte er zu mir: Jeppe, kannst Du das nicht begreifen? Der Stier sah, daß Deine Hörner noch viel größer als seine, und darum hielt er es nicht für rathsam, sich mit einem zu stoßen, der stärker war als er. Nun rufe ich Euch zu Zeugen, lieben Leute, ob nicht solche Reden einem ehrlichen Mann durch Mark und Bein dringen müssen. Ich bin doch so anständig, daß ich meiner Frau noch niemals den Tod gewünscht habe; umgekehrt, als sie verwichenes Jahr an der Gelbsucht krank lag, da wünscht' ich, sie möchte leben bleiben. Denn da die Hölle schon ohnedies voll böser Weiber ist, so hätte Lucifer sie am Ende wol gar wieder zurückgeschickt, und da wäre sie noch schlimmer gewesen wie zuvor. Aber wenn der Küster stürbe, da wollt' ich mich freuen, sowol um meinetwegen, als wegen der Andern. Denn mir macht er nichts als Verdruß, und der Menschheit ist er nichts nütze. Es ist ein unstudirter Teufel; nicht den kleinsten Ton kann er aushalten, noch kann er ein anständiges Wachslicht gießen. Nein, da war sein Vorgänger, der Christoffer, ein anderer Kerl, der schrie seinen Glauben, daß man ihn aus zwölf Küstern heraus hören konnte, solche Stimme hatte der. Einmal, als der Küster mich wieder Hahnrei geschimpft hatte, nahm ich mir doch vor, mich zur Wehr zu setzen, und zwar so, daß Nille es hören könnte; ich sagte: Der Teufel soll Dein Hahnrei sein, Matzküster. Aber was geschah? Gleich mußte Meister Erich herbei und den Streit entscheiden, so daß ich den Küster noch um Verzeihung bitten und mich bei ihm bedanken mußte, daß er als ein studirter Mann meinem Hause die Ehre anthäte. Seitdem hab' ich alle Gedanken an Widerstand aufgegeben. Ja ja, Moons Christoffersen, Du und die andern Bauern, Ihr habt gut zu reden, Eure Frauen haben keinen Meister Erich hinter dem Bette hängen. Hätt' ich einen Wunsch in der Welt frei, so wäre es dieser, daß entweder meine Frau keine Arme hätte, oder ich keinen Rücken; den Mund könnte sie gebrauchen, so viel sie wollte. Aber weil ich gerade auf dem Wege bin, muß ich doch mal zu Jacob Schuster herangehen, er wird mir ja wol für einen Schilling

Branntwein auf Kredit geben. Denn etwas muß ich doch haben, mich zu stärken. Heda, Jacob Schuster, bist Du schon auf? Mach' auf, Jacob!

Vierte Scene.

Jacob Schuster (in Hemdärmeln). Jeppe.

Jacob. Wer Henker will so zeitig herein?

Jeppe. Guten Morgen, Jacob Schuster.

Jacob. Schön Dank, Jeppe, Du bist ja heute sehr zeitig im Gange.

Jeppe. Gieb mir doch mal für 'nen Schilling Branntwein, Jacob.

Jacob. Ganz gern, gieb Du mir nur den Schilling.

Jeppe. Du sollst ihn morgen kriegen, wenn ich wiederkomme.

Jacob. Bei Jacob Schuster wird nicht geborgt, ein oder zwei Schillinge wirst Du ja doch noch sachte haben zum Bezahlen.

Jeppe. Schuft, wenn ich was habe, ausgenommen ein paar Schillinge, die meine Frau mir gegeben hat, um in der Stadt was einzukaufen.

Jacob. Na, da kannst Du doch zwei Schillinge abhandeln von dem, was Du kaufen sollst; was ist denn Deine Handelschaft?

Jeppe. Ich soll zwei Pfund grüne Seife kaufen.

Jacob. Ei, da kannst Du sagen, Du hast für das Pfund ein oder zwei Schillinge mehr gegeben, als Du giebst?

Jeppe. Ich bin nur bange, meine Frau kriegt es zu erfahren, und dann geht's mir schlecht.

Jacob. Redensarten! Wie soll die das zu wissen kriegen? Kannst Du nicht schwören, Du hättest alles Geld ausgegeben? Du bist doch dumm wie ein Vieh.

Jeppe. Das ist auch wahr, Jacob, das kann ich wirklich thun.

Jacob. Na, gieb Deinen Schilling her.

Jeppe. Sieh her! Aber Du mußt mir einen Schilling zurückgeben.

Jacob (kommt mit dem Glase, trinkt ihm zu). Gesundheit, Jeppe.

Jeppe. Du hast getrunken wie ein Schelm.

Jacob. Ei, nicht doch, es ist ja doch eine alte gute Sitte, daß der Wirth den Gästen zutrinkt.

Jeppe. Weiß wol, aber Schande dem, der die gute Sitte zuerst aufgebracht hat. Dein Wohl, Jacob.

Jacob. Dank, Jeppe. Nun, nimm nur gleich für den andern Schilling auch, den kannst Du doch nicht zurückbringen, Du müßtest ihn etwa für ein Glas Branntwein zu gute behalten wollen, bis Du wiederkommst; denn ich habe meiner Treu' keinen einzelnen Schilling.

Jeppe. Ein Hundsfott, wer das thut; soll der verzehrt werden, so soll es gleich geschehen, damit ich doch merke, daß ich was im Magen habe. Wenn Du aber wieder mittrinkst, bezahl' ich nichts.

Jacob. Gesundheit.

Jacob. Gott erhalte unsere Freunde und der Teufel hole alle unsere Feinde. Das thut dem Magen gut; ah, ah!

Jacob. Glück auf die Reise, Jeppe.

Jeppe. Schön Dank, Jacob Schuster.

Fünfte Scene.

Jeppe allein. Wird lustig und fängt an zu singen.

Ein weißes Huhn und ein buntes Huhn
Die wollten den Hahn bekämpfen.

Ach dürft' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Ach dürft' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Ich glaube, ich thu's. Nein, es gäb' ein Unglück. Wäre mir nur erst das Wirthshaus aus den Augen, so hätt' es keine Noth damit; aber es ist, als ob mich Einer hier festhielte. Ich muß wieder hinein! Aber — was willst du thun, Jeppe? Ist es mir doch, als sähe

ich Nille schon am Wege stehen mit Meister Erich in der Hand. Ich muß wieder umkehren. — Ach dürft' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Mein Magen sagt: trink', mein Rücken sagt: trink' nicht. Wem soll ich nun folgen? Ist mein Magen mehr als mein Rücken? Ich dächte, ja. Soll ich anklopfen? Heda, Jacob Schuster heraus! — Aber da steht mir das verfluchte Weib schon wieder vor Augen. Schlüge sie nur so, daß die Knochen im Rücken keinen Schaden nähmen, da wollt' ich den Teufel danach fragen; aber sie schlägt wie... Ach Gott helfe mir armem Mann, was soll ich thun? Zwing Deine Natur, Jeppe! Wär' es denn nicht eine Schande, wenn Du Dich ins Unglück stürzen wolltest um ein lumpiges Glas Branntwein? Nein, für diesmal soll das nicht geschehen, ich muß fort. — Ach dürft' ich nur noch für einen Schilling trinken! Das ist mein Unglück, daß ich gekostet habe, nun kann ich nicht wieder davon los kommen. Fort, Beine! Der Teufel soll euch holen, wenn ihr nicht geht! — .... Nein, die Canaillen wollen meiner Six nicht. Sie wollen wieder zum Wirthshaus, meine Glieder führen Krieg mit einander: Magen und Beine wollen ins Wirthshaus und der Rücken in die Stadt. Wollt ihr gehen, ihr Hunde, ihr Bestien, ihr Hundsfötter! Nein, der Henker soll den holen, der wieder ins Wirthshaus geht; ich habe mehr Mühe, meine Beine vom Wirthshaus wegzukriegen, als meinen Schecken aus dem Stall. — Ach dürft' ich doch nur noch für einen einzigen Schilling trinken! Vielleicht borgt Jacob Schuster mir für einen Schilling oder zwei, wenn ich ihn recht darum bitte. Heda, Jacob! Noch ein Glas Branntwein für zwei Schillinge!

Sechste Scene.

Jacob. Jeppe.

Jacob. Sieh da, Jeppe, bist Du schon wieder da? Ich dacht' es mir wol, daß Du zu wenig hättest; für einen Stüber Branntwein, was will das sagen, das kommt kaum bis in die Kehle.

Jeppe. So ist es, Jacob, und nun gieb mir noch für einen Stüber. (Bei Seite) Wenn ich nur erst getrunken habe, so muß er mir schon borgen, er mag wollen oder nicht.

Jacob. Hier ist für einen Stüber Branntwein, Jeppe: aber erst das Geld.

Jeppe. Nun, so lang' ich trinke, kannst Du mir doch borgen, wie's im Sprüchwort heißt.

Jacob. Bei uns gelten keine Sprüchwörter, Jeppe; zahlst Du nicht voraus, kriegst Du keinen Tropfen, wir haben verschworen zu borgen, selbst nicht dem Verwalter.

Jeppe (weinend). Kannst Du mir denn nicht borgen? Ich bin ja doch ein ehrlicher Mann.

Jacob. Nix borgen.

Jeppe. Na, da hast Du einen Stüber, Du Pracher! Nun ist's geschehen, nun trinke, Jeppe. — Ah, das thut gut!

Jacob. Ja das kann einen Schelm inwendig braten.

Jeppe. Das Allerbeste beim Branntwein ist, daß man solche Courage danach kriegt. Nun denk' ich weder an meine Frau mehr, noch an Meister Erich, so hat das letzte Glas mich verwandelt. Kennst Du die Melodie, Jacob?

Klein Käthchen und Herr Peter, die saßen an einem Ort;
Pateheia!
Die sagten und sprachen manch ein fideles Wort; Polemeia!
Im Sommer da singen die Vögel so schön; Pateheia!
Die Nille, das Mensch, kann zum Teufel gehn; Polemeia!
Ich ging in den Wald hinaus zur Stund'; Pateheia!
Der Küster das ist ein Schweinehund; Polemeia!
Und wie ich auf meinem Schimmel saß; Pateheia!
Der Küster das ist ein rechtes Aas; Polemeia!
Und wollt Ihr wissen, wie heißt meine Frau; Pateheia!
Sie heißt: der Satan hole die Sau; Polemeia!

Die Melodie hab' ich selbst gemacht, Jacob.

Jacob. Du magst den Teufel!

Jeppe. Jeppe ist nicht so dumm, wie Du denkst, ich hab' auch ein Lied auf die Schuster gemacht, das geht so:

Der Schuster mit der Fiedel und dem Baß,
Philepom Philepom!

Jacob. Ei Du Narr, das ist ja auf einen Musicus gemacht.

Jeppe. Richtig, so ist es. Höre, Jacob, gieb mir noch für einen Stüber Branntwein.

Jacob. Bravo, nun seh' ich doch, daß Du ein wackerer Mann bist, der meinem Hause einen Schilling zu verdienen giebt.

Jeppe. He Jacob, gieb mir noch für vier Schillinge.

Jacob. Mit Vergnügen.

Jeppe (singt wieder).

Die Erde trinkt Wasser,
Das Meer trinkt die Sonne,
Die Sonne trinkt das Meer,
Alles trinkt, was ist;
Warum sollte denn ich
Nicht ebenfalls trinken?!

Jacob. Gesundheit, Jeppe.

Jeppe. Nur zu!

Jacob. Profit, Halbpart.

Jeppe. Ich tank ju, Jacob! Drik man, dat dig de Dyvel haal, dat dig de Dyvel haal! Das ist schlacht.

Jacob. Ich höre, Du kannst deutsch sprechen, Jeppe.

Jeppe. Versteht sich, das ist was Altes; ich sprech' es aber nicht gern, außer wenn ich besoffen bin.

Jacob. Na, so sprichst Du es doch wenigstens alle Tage einmal.

Jeppe. Ich bin zehn Jahre unter der Malicie gewesen und sollte nicht deutsch verstehen?

Jacob. Ja ja, ich weiß, Jeppe, wir haben ja zwei Cumpanen mit einander gemacht.

Jeppe. So ist es, nun erinnere ich mich, Du wurdest ja einmal gehängt, als Du bei Wismar wegliefst.

Jacob. Ich sollte gehängt werden, aber ich kriegte Pardon. Nah dran vorbei, ist ein gutes Ding.

Jeppe. Schade, daß sie Dich nicht gehängt haben. Aber

warst Du nicht mit bei der Auction, da auf der Heide, Du weißt schon wo?

Jacob. Ei, wo wäre ich nicht mit bei gewesen!

Jeppe. Ich vergesse nie die erste Salbe, die der Schwede uns gab; da fielen, glaub' ich, auf einmal dreitausend, um nicht zu sagen viertausend Mann. Das gung verdeibelt zu, Jacob; Du kannst Dich das vorstellen, ich kann nich sagen wie, ich war etwas ängstlich in der Schlacht.

Jacob. Ja ja, das Sterben kommt Einem hart an; man ist ganz fromm, wenn man gegen den Feind geht.

Jeppe. Ja, so ist es. Ich weiß auch, woher das kam: ich lag die ganze Nacht, bevor die Auction vorging, und las in Davids Psalmen.

Jacob. Ich wundere mich nur, daß Du, der Du doch früher Soldat gewesen bist, Dich so von einer Frau cujoniren läßt.

Jeppe. Ich? Na wenn ich sie nur hier hätte, Du solltest schon sehen, wie ich sie durchwamsen wollte. Noch ein Glas, Jacob; ich habe noch acht Schillinge, sind die vertrunken, so trink' ich auf Borg. Gieb mir auch einen Krug Bier!

In Leipzig war ein Mann,
In Leipzig war ein Mann,
In Leipzig war ein lederner Mann,
In Leipzig war ein lederner Mann,
In Leipzig war ein Mann.
Der Mann der nahm 'ne Frau ꝛc.

Jacob. Prosit, Jeppe.

Jeppe. Ho! ho! halloh! Deine Gesundheit und meine Gesundheit und aller guten Freunde Gesundheit! Hei, ho!

Jacob. Willst Du nicht dem Verwalter seine Gesundheit trinken?

Jeppe. Meinetwegen, gieb mir nur noch für einen Schilling. Der Verwalter ist ein anständiger Mann; wenn wir ihm einen Thaler in die Hand drücken, schwört er der Herrschaft bei seiner Seelen Seligkeit, daß wir nicht im Stande sind, die Steuer zu bezahlen. — Na nu aber ein Schelm, der noch Geld hat; Du borgst mir wol noch für einen Stüber oder zwei?

Jacob. Nein, Jeppe, nun kannst Du nicht mehr vertragen. Ich bin nicht der Mann, der da haben will, daß die Gäste sich in seinem Hause überladen und mehr trinken, als ihnen zuträglich ist, lieber will ich meine ganze Nahrung einbüßen.

Jeppe. Hei, noch für einen Stüber!

Jacob. Nein, Jeppe, nun geb' ich Dir nichts mehr; bedenke, daß Du einen langen Weg vor Dir hast.

Jeppe. Hundsfott! Carnallie! Bestie! Schlingel! Hei! he! hoh!

Jacob. Leb' wohl, Jeppe, Glück auf die Reise. (Ab.)

Siebente Scene.

Jeppe (allein).

Ach Jeppe, Du bist besoffen wie ein Vieh, meine Beine wollen mich nicht mehr tragen. Wollt ihr wol stehen, ihr Canaillen? Ja so, was ist die Glocke? Heda, Jacob Hundsfott Schuster! Heda, noch für einen Stüber! Wollt ihr stehen, ihr Hunde? Nein, der Teufel soll mich holen, wenn die stehen. Schön Dank, Jacob Schuster, noch einen vom frischen Faß! Hört, Kamerad, wo geht hier der Weg in die Stadt? Steht, sag' ich! Seht, das Vieh ist besoffen. Du hast getrunken wie ein Schelm. Jacob, ist das für einen Stüber Branntwein? ... Du führst ein Maß wie ein Türke.

(Während er so spricht, fällt er hin und bleibt liegen.)

Achte Scene.

Baron Nilus. Der Sekretär. Ein Kammerdiener. Zwei Lakaien.

Der Baron. Das Jahr läßt sich gut an, wir werden eine schöne Ernte haben; sieh einmal, wie dicht die Gerste steht.

Der Sekretär. Allerdings, Euer Gnaden: aber das bedeutet, daß die Tonne Gerste diesmal nicht höher kommen wird als fünf Mark.

Der Baron. Das thut nichts, die Bauern stehen sich doch in guten Jahren alle besser.

Der Sekretär. Ich weiß nicht, woran das liegt, Euer Gnaden: aber die Bauern klagen immer und wollen Korn zur Aussaat haben, mag das Jahr nun gut gewesen sein oder nicht. Je mehr sie haben, je mehr sie trinken. Hier wohnt ein Wirth in der Nachbarschaft, der trägt viel dazu bei, die Bauern arm zu machen; man sagt, er thät' Salz in sein Bier, damit sie immer durstiger werden, je mehr sie trinken.

Der Baron. Den Kerl müssen wir abschaffen. Aber was liegt hier im Wege? Das ist ja ein todter Mensch. Es passirt doch nichts als Unglück; spring' mal Einer hin und sehe, wer es ist.

Ein Lakai. Es ist Jeppe vom Berge, der das böse Weib hat. Heda, steh auf, Jeppe! Nein, man kann ihn schlagen und bei den Haaren ziehen, er wacht nicht auf.

Der Baron. Laßt ihn nur schlafen, ich habe eben Lust eine Komödie mit ihm zu spielen. Ihr pflegt ja reich an Einfällen zu sein; fällt Euch jetzt nichts ein, womit ich mir einen Spaß machen könnte?

Der Sekretär. Ich dächte, es müßte recht hübsch sein, wenn man ihm einen Papierkragen um den Hals bände und schnitte ihm die Haare ab.

Der Kammerdiener. Noch hübscher wäre es, dächt' ich, man beschmierte ihm das Gesicht mit Tinte und zöge ihn nackt aus, um zu sehen, was seine Frau mit ihm anfinge, wenn er in der Positur nach Hause käme.

Der Baron. Das ist ganz hübsch. Aber was gilt's, Erich denkt auf etwas, das noch artiger ist; sag' nur Deine Meinung, Erich.

Erich (einer von den Lakaien). Ich meine, man sollte ihm die Kleider ausziehen und ihn in des Herrn bestes Bett legen, und morgen früh, wenn er aufwacht, stellen wir uns alle an, als ob er unser gnädiger Herr wäre, so daß er nicht wissen soll, ob er verrathen oder verkauft ist. Und wenn wir ihn auf die Art dazu gebracht haben, daß er sich für den Baron hält, so wollen wir

ihn wieder so betrunken machen, wie er jetzt ist, und ihn in seinen alten Kleidern auf diesen selben Misthaufen legen; wird das geschickt ausgeführt, so wird es eine merkwürdige Wirkung haben und er wird sich einbilden, entweder, daß sein Glück ein bloßer Traum oder daß er in der That im Paradies gewesen.

Der Baron. Erich, Du bist ein großer Mann, darum hast Du auch immer nichts als große Entwürfe. Aber wenn er nun mitten drin aufwacht?

Erich. Dafür, Euer Gnaden, bin ich gut, daß er das nicht thut, denn dieser selbige Jeppe vom Berge ist der stärkste Säufer im ganzen Kirchspiel. Voriges Jahr machte man den Versuch, ihm eine Rakete in den Nacken zu binden; aber die Rakete ging los, ohne daß er davon aufwachte.

Der Baron. So wollen wir es denn so machen. Tragt ihn rasch fort, zieht ihm ein feines Hemde an und legt ihn in mein bestes Bett.

(Alle ab.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Jeppe liegt im Bett des Barons; ein goldgestickter Schlafrock liegt vor ihm auf dem Stuhl. Er wacht auf und reibt sich die Augen, sieht sich um und fährt erschrocken zusammen; reibt sich die Augen wieder, faßt sich an den Kopf und bekommt dabei eine goldgestickte Nachtmütze zu fassen. Er wischt sich die Augen mit Spuk und reibt sie wieder, wendet die Mütze nach allen Seiten und besieht sie, bemerkt dann sein feines Hemde, den Schlafrock und die übrige Umgebung, wobei er seltsame Geberden macht. Unterdessen spielt eine leise Musik; Jeppe faltet die Hände dazu und weint. Wenn die Musik zu Ende ist, fängt er an zu sprechen:

Nun, was ist denn das? Was ist das für eine Herrlichkeit und wie komm' ich hieher? Träume ich oder wach' ich? Nein, ich bin völlig wach. Wo ist meine Frau, wo sind meine Kinder, wo ist mein Haus und wo ist Jeppe? Alles ist verändert und ich selbst mit. Ei was ist doch das? Was ist doch das? (Ruft mit leiser und furchtsamer Stimme:) Nille! Nille! Nille! Ich bin in den Himmel gekommen, glaub' ich, Nille, und zwar ganz unversehens. Aber bin ich es denn auch wirklich? Es ist mir wie ja, aber es ist mir auch wie nein. Fühl' ich meinen Rücken, der mir noch wehthut von den Prügeln, die ich gekriegt habe, hör' ich mich sprechen, rühre ich an meine hohlen Zähne, so dünkt mich, ich bin es. Seh' ich dagegen meine Mütze, mein Hemde und alle die übrige Herrlichkeit, die ich hier vor Augen habe, und hör' die liebliche Musik dazu, so soll der Teufel mich holen, wenn es mir zu Kopfe will, daß ich es bin. Nein, ich bin es nicht; ich will tausendmal eine Canaille sein, wenn ich es bin. Aber vielleicht träum' ich? Nein, ich glaube nicht. Ich will einen Versuch machen und mich in den Arm kneifen; thut mir das weh,

so träum' ich, thut es mir nicht weh, so träum' ich nicht. — Ja, ich hab' es gefühlt, ich wache, ich wache wahrhaftig, das kann mir Keiner abdisputiren! Denn wenn ich nicht wachte, so könnt' ich ja nicht .... Aber wenn ich alles recht bedenke, wie kann ich denn wachen? Es ist ja klar, daß ich Jeppe vom Berge bin; ich weiß ja, daß ich ein armer Bauer bin, ein Lümmel, ein Schlingel, ein Hahnrei, eine hungrige Laus, eine Made, eine Canaille; wie käm' ich denn dazu, Kaiser zu sein und Herr eines Schlosses? Nein, das ist doch nur ein Traum! Darum ist es das Beste, ich gedulde mich, bis ich aufwache. (Die Musik beginnt aufs neue und Jeppe fängt wieder an zu weinen.) Ach, kann man nur so etwas im Schlafe hören, das ist ja nicht möglich! Aber wenn es ein Traum ist, so wollt' ich, ich wachte nie wieder auf, und bin ich verrückt geworden, so wünsch' ich nie wieder vernünftig zu werden; den Doctor, der mich curiren wollte, den würde ich verklagen, und würde verfluchen, wer mich wecken wollte. — Aber ich träume weder, noch bin ich toll, ich kann mich auf alles besinnen, was mir begegnet ist. Ich weiß, daß mein seliger Vater Niels vom Berge war, mein Großvater war Jeppe vom Berge; meine Frau heißt Nille, ihre Karbatsche Meister Erich, meine Söhne Hans, Christoph und Niels. Aber sieh da, nun geht mir ein Licht auf; das ist das ewige Leben, es ist das Paradies, es ist das Himmelreich! Vermuthlich hab' ich bei Jacob Schuster wieder zu viel getrunken, bin gestorben und bin geraden Wegs in den Himmel gekommen. Das Sterben muß doch nicht so schwer sein, als man sich denkt; ich wenigstens habe nichts davon gefühlt. Vermuthlich steht jetzt eben der Herr Pastor auf der Kanzel und hält mir die Leichenrede und sagt: Solch ein Ende nahm Jeppe vom Berge; er lebte als Soldat und starb als Soldat. Man kann darüber streiten, ob ich zu Lande oder zu Wasser gestorben bin: denn ich war ziemlich naß, als ich aus der Welt ging. Aha Jeppe, das ist was Anderes, als vier Meilen in die Stadt laufen und Seife kaufen und auf der Streu liegen und Prügel kriegen von der Frau und Hörner vom Küster. Ach, in welche Glückseligkeit hat sich nicht Dein Leben voll Mühsal und Bitterkeit verwandelt! Ach, ich muß

weinen vor Freude, zumal wenn ich bedenke, daß mir das so unverdient widerfährt! Nur Eins steckt mir noch im Kopfe: ich bin so durstig, daß mir die Lippen an einander kleben; sollte ich mich ins Leben zurückwünschen, so wär' es nur, um mich an einem Kruge Bier zu erquicken. Denn was nützt mir alle die Herrlichkeit vor Augen und Ohren, wenn ich doch wieder Durst leiden soll? Ich erinnere mich, daß der Pastor oft gesagt hat: im Himmel ist weder Hunger noch Durst, und auch alle seine todten Freunde soll man da wiederfinden. Aber ich verschmachte vor Durst; auch bin ich ganz allein, ich sehe keinen Menschen. Zum wenigsten dacht' ich doch meinen Großvater hier zu finden, das war ein sehr anständiger Mann, der bei der Herrschaft niemals auch nur mit einem Schilling in Rest blieb. Auch weiß ich ja, daß andere Leute ebenso honnet gelebt haben wie ich; warum sollte denn ich allein in den Himmel kommen? Das kann also nicht der Himmel sein. Aber was kann es denn sein? Ich träume nicht, ich wache nicht, ich bin nicht todt, ich bin nicht lebendig, ich bin nicht närrisch, ich bin nicht klug, ich bin Jeppe vom Berge, ich bin nicht Jeppe vom Berge, ich bin arm, ich bin reich, ich bin ein elender Bauer, ich bin Kaiser — ah . . . . ah . . . . ah . . . . Hülfe! Hülfe! Hülfe!

(Auf sein lautes Geschrei kommen verschiedene Leute herein, um zu sehen, wie er sich anstellt.)

Zweite Scene.

Der Kammerdiener. Ein Lakai. Jeppe.

Der Kammerdiener. Ich wünsche Euer Gnaden einen schönen guten Morgen; hier ist der Schlafrock, falls Euer Gnaden aufstehen wollen. Schnell, Erich, hole das Handtuch und das Waschbecken.

Jeppe. Ach, wohlgeborner Herr Kammerdiener, ich will ja gern aufstehen; ich bitte nur, daß Ihr mir kein Leid anthun wollt.

Der Kammerdiener. Gott bewahre uns, daß wir dem gnädigen Herrn ein Leid anthun!

Jeppe. Ach, bevor Ihr mich todtschlagt, wollt Ihr mir nicht die Gefälligkeit erweisen und mir sagen, wer ich bin?

Der Kammerdiener. Weiß der Herr nicht, wer er ist?

Jeppe. Gestern war ich Jeppe vom Berge, aber heut .... Ach, ich weiß nicht, was ich sagen soll!

Der Kammerdiener. Es freut uns, daß der Herr heut bei so guter Laune ist, daß er zu scherzen beliebt. Aber Gott bewahre uns, weshalb weinen Euer Gnaden?

Jeppe. Ich bin nicht Euer Gnaden, bei meiner Seelen Seligkeit schwör' ich, daß ich es nicht bin! Denn soweit ich mich erinnern kann, bin ich Jeppe Nielsen vom Berge; wollt Ihr meine Frau holen lassen, wird sie Euch dasselbe sagen. Aber leidet nicht, daß sie den Meister Erich mitbringt.

Der Lakai. Das ist seltsam, was bedeutet das? Der Herr muß noch nicht völlig wach sein; denn sonst pflegt er niemals so zu scherzen.

Jeppe. Ob ich wach bin oder nicht, kann ich nicht sagen; aber das weiß ich und das kann ich sagen, daß ich einer von des Barons Bauern bin, mit Namen Jeppe vom Berge, und nie in meinem Leben bin ich Baron oder Graf gewesen.

Der Kammerdiener. Erich, was kann dies sein? Ich fürchte, der Herr fällt in eine Krankheit.

Erich. Ich denke mir, er wird wol ein Nachtwandler geworden sein; es geschieht öfters, daß Leute aufstehen, sich ankleiden, reden, essen und trinken, alles im Schlaf.

Der Kammerdiener. Nein, Erich, jetzt merk' ich es: der Herr phantasirt vor Krankheit. Hol' schnell ein paar Doctoren... Ach, Euer Gnaden, schlagt Euch doch solche Gedanken aus dem Kopfe, Euer Gnaden versetzen damit das ganze Haus in Schrecken. Kennt Euer Gnaden mich nicht?

Jeppe. Ich kenne mich selbst nicht, wie soll ich Euch kennen?

Der Kammerdiener. Ach, ist es möglich, daß ich so etwas von meinem gnädigen Herrn hören und ihn in solchem Zustand sehen muß! Ach, unser unglückliches Haus, daß es von solchem Jammer heimgesucht wird! Kann der Herr sich nicht erinnern, was er gestern that, als er auf die Jagd ritt?

Jeppe. Ich bin nie weder Jäger noch Wilddieb gewesen; denn ich weiß, daß darauf Zuchthaus steht. Keine Menschenseele soll mir beweisen, daß ich auch nur einen Hasen auf des Herrn Gütern gejagt habe.

Der Kammerdiener. Ah, ich bin ja erst gestern selbst mit dem gnädigen Herrn auf der Jagd gewesen.

Jeppe. Gestern war ich bei Jacob Schuster und trank für zwölf Schillinge Branntwein, wie konnt' ich da auf der Jagd sein?

Der Kammerdiener. Ach, auf meinen nackten Knieen beschwör' ich den gnädigen Herrn, solche Reden zu unterlassen. Erich, ist nach den Doctoren geschickt?

Erich. Ja, sie werden gleich kommen.

Der Kammerdiener. So wollen wir dem gnädigen Herrn den Schlafrock anziehen, vielleicht, wenn er an die Luft kommt, wird es besser mit ihm. Ist dem Herrn gefällig, seinen Schlafrock anzuziehen?

Jeppe. Herzlich gern, Ihr könnt mit mir machen, was Euch beliebt, wenn Ihr mich blos nicht todtschlagen wollt; denn ich bin so unschuldig wie das Kind im Mutterleibe.

Dritte Scene.

Zwei Doctoren. Jeppe. Der Kammerdiener. Erich.

Erster Doctor. Zu unserm größten Leidwesen hören wir, daß der gnädige Herr unwohl sind.

Der Kammerdiener. Ach ja, Herr Doctor, er ist in einem traurigen Zustand.

Zweiter Doctor. Wie geht es denn, gnädiger Herr?

Jeppe. Ganz gut, ich bin blos noch durstig von dem Branntwein, den ich gestern bei Jacob Schuster getrunken habe. Wollt Ihr mir nur einen Krug Bier geben und mich laufen lassen, so mag man Euch Doctoren meinetwegen hängen: denn ich brauche keine Arzenei.

Erster Doctor. Das heißt mal phantasiren, Herr Collega?

Zweiter Doctor. Je stärker es ist, je rascher wird es sich austoben; wir wollen dem Herrn an den Puls fühlen. Quid tibi videtur, domine frater?

Erster Doctor. Ich meine, er muß Augenblicks zu Ader gelassen werden.

Zweiter Doctor. Das meine ich nicht, solche Krankheiten müssen auf andere Art curirt werden. Der Herr hat einen schlimmen und seltsamen Traum gehabt, der ihm das Blut in Aufruhr gebracht und das Hirn dergestalt in Verwirrung gesetzt hat, daß er sich einbildet, er wäre ein Bauer. Wir müssen den Herrn zu zerstreuen suchen mit den Dingen, an denen er sonst das meiste Behagen findet; wir müssen ihm den Wein und die Speise geben, die ihm am besten schmecken, und ihm die Stücke vorspielen, die er am liebsten hört.

(Eine lustige Musik beginnt.)

Der Kammerdiener. Das war ja des Herrn Leibstück.

Jeppe. Kann schon sein. Geht es immer so lustig zu auf dem Schlosse?

Der Kammerdiener. So oft es dem Herrn behagt; giebt er doch uns allen Kost und Lohn.

Jeppe. Aber es ist doch seltsam, daß ich mich nicht besinnen kann, was ich früher gethan?

Erster Doctor. Das bringt diese Krankheit mit sich, Euer Gnaden, daß man alles vergißt, was man früher gethan hat.

Zweiter Doctor. Ich erinnere mich, daß vor etlichen Jahren einer meiner Nachbarn von zu vielem Trinken dermaßen verwirrt wurde, daß er dachte, er hätte keinen Kopf.

Jeppe. Ich wollte, dem Dorfrichter Christoffer ginge es ebenso, der hat vermuthlich gerade die entgegengesetzte Krankheit; er hält sich nämlich für einen großen Kopf, an seinen Urtheilssprüchen aber merkt man, daß er gar keinen hat.

(Alle lachen darüber: Ha ha ha!)

Zweiter Doctor. Es ist eine Lust, den Herrn so scherzen zu hören. Aber um wieder auf die Geschichte zu kommen, so ging derselbige Mann durch die ganze Stadt und fragte alle Leute,

ob niemand den Kopf gefunden, den er verloren. Nachher aber kam er wieder zu sich und ist jetzt Küster in Jütland.

Jeppe. Das hätte er auch werden können, wenn er seinen Kopf auch nicht wiedergefunden hätte.

(Sie lachen abermals: Ha ha ha!)

Erster Doctor. Erinnert der Herr Collega sich der Geschichte, die vor zehn Jahren mit dem Manne passirte, der sich einbildete, er hätte den ganzen Kopf voll Fliegen, und konnte von dieser Grille nicht abgebracht werden, bis ein verständiger Doctor ihn auf folgende Art curirte? Er legte ihm über den ganzen Kopf ein Pflaster, welches mit todten Fliegen bestreut war; nach einiger Zeit nahm er es ab und zeigte die Fliegen dem Kranken, der sich einbildete, sie wären aus seinem Kopf gekommen, und so wurde er wieder gesund. Aehnlicher Weise habe ich von einem andern Manne gehört, der nach einem langwierigen Fieber auf den Einfall gerieth, wenn er sein Wasser abschlüge, müßte das ganze Land durch eine Ueberschwemmung zu Grunde gehn. Niemand konnte ihn von dem Gedanken abbringen; er wolle, sagte er, lieber für das gemeine Beste sterben. Dieser wurde auf folgende Art curirt. Es wurde ihm die Kunde gebracht, wie von dem Commandanten, er möchte doch, weil der Stadt eine Belagerung drohe und in den Gräben kein Wasser sei, dieselben ausfüllen, um dem Feinde den Zugang zur Stadt zu versperren. Der Kranke war erfreut, daß er seinem Vaterlande und zugleich sich selbst einen Dienst erweisen könne, und wurde auf diese Art beides los, sein Wasser und seine Krankheit.

Zweiter Doctor. Ich kann noch eine andere Historie anführen, welche in Deutschland passirt ist. Ein Edelmann kam einmal in ein Wirthshaus, und nachdem er daselbst gespeist hatte, und zu Bette gehen wollte, hing er seine goldene Kette, die er um den Hals zu tragen pflegte, an die Wand in der Herberge. Der Wirth gab genau Acht, begleitete ihn zu Bette und wünschte ihm eine gute Nacht. Wie er aber hörte, daß der Edelmann schlief, schlich er sich in die Kammer, nahm sechzig Glieder von der Kette ab und hing sie so wieder an die Wand. Am andern Morgen steht der Fremde auf, läßt sein Pferd satteln

und zieht sich an. Wie er jedoch die Kette um den Hals binden wollte, bemerkte er, daß sie nur noch halb so lang war wie früher, weshalb er ein Geschrei erhob, er wäre bestohlen. Der Wirth, welcher draußen vor der Thüre stand und lauschte, läuft augenblicklich hinein und indem er sich ganz erschreckt stellt, ruft er: Ach welche schreckliche Veränderung! Da der Fremde ihn fragte, worüber er sich denn so entsetze, antwortete er: Ach, mein Herr, Euer Kopf ist noch einmal so groß wie gestern. Und damit hielt er ihm einen falschen Spiegel vor, in welchem die Gegenstände noch einmal so groß aussahen, als sie waren. Da nun der Edelmann seinen Kopf im Spiegel so groß sah, brach er in Thränen aus und sagte: Ach, nun verstehe ich auch, weshalb mir meine Kette zu kurz geworden ist! Darauf setzte er sich aufs Pferd und verhüllte den Kopf in den Mantel, damit ihn niemand unterwegs sehen sollte. Man erzählt, daß er sich auch noch lange Zeit hinterdrein zu Hause gehalten und seine Grille nicht aufgegeben, sondern geglaubt hat, nicht die Kette wäre zu kurz, sondern der Kopf zu groß.

Erster Doctor. Von solchen Einbildungen giebt es unzählige Exempel. So erinnere ich mich von Einem gehört zu haben, der sich einbildete, seine Nase wäre zehn Fuß lang, und deshalb alle Leute warnte, sie möchten ihm nicht zu nahe kommen.

Zweiter Doctor. Domine Frater hat wol die Geschichte gehört von dem Manne, der sich einbildete, er wäre todt? Ein junger Mensch gerieth auf den Einfall, er wäre todt, legte sich in den Sarg und wollte weder essen, noch trinken. Seine Freunde stellten ihm vor, welche Thorheit das sei, und gebrauchten alle Künste, um ihn zum Essen zu bringen. Aber vergeblich; er wies sie mit Lachen zurück, indem er vorgab, Essen und Trinken wäre bei den Todten durchaus nicht üblich. Endlich unternahm ein erfahrener Arzt es, ihn auf eine seltsame Art zu curiren. Nämlich er veranlaßte einen Bedienten, sich ebenfalls für todt auszugeben und sich mit Gepränge hinaus führen zu lassen an eben den Ort, wo der Kranke lag. Zuerst lagen die zwei Kranken lange schweigend und sahen einander an. Endlich fing der Kranke an, den Andern zu fragen, warum er hieher

gekommen wäre. Der antwortete, weil er todt wäre. Darauf fingen sie an, einander nach der Art und Weise zu fragen, wie sie gestorben, was denn Jeder weitläufig berichtete. Darauf kommen Leute, welche dazu angestiftet waren, und bringen dem zweiten sein Abendbrot, worauf er sich im Sarg in die Höhe richtete und eine gute Mahlzeit hielt, indem er den Andern fragte: Willst du nicht auch ein bischen essen? Der Kranke verwunderte sich darüber und fragte, ob es sich denn wirklich für einen Todten schicke zu essen. Ei, erwiderte der Andere, wer nicht ißt, kann nicht lange todt sein. So ließ er sich überreden, zuerst mit dem Andern zu essen, dann zu schlafen, aufzustehen, sich anzukleiden; kurz er ahmte dem Andern in allen Stücken nach, bis er zuletzt auch wieder lebendig wurde und so gescheidt wie Jener. Von solchen Einbildungen könnte ich noch unzählige Geschichten erzählen. Und so ist das auch diesmal mit dem gnädigen Herrn; er bildet sich ein, ein armer Bauer zu sein. Aber der Herr muß sich diese Gedanken aus dem Sinne schlagen, so wird er gleich wieder gesund.

Jeppe. Aber sollte das wol möglich sein, daß das nur von Einbildung ist?

Die Doctoren. Ganz gewiß, der Herr hat ja aus diesen Erzählungen gehört, was die Einbildung thun kann.

Jeppe. Ich bin also nicht Jeppe vom Berge?

Doctor. Ganz gewiß nicht.

Jeppe. Da ist auch die böse Nille nicht meine Frau?

Doctor. Keineswegs; der Herr ist ja Wittwer.

Jeppe. Und das ist auch bloße Einbildung, daß es eine Karbatsche giebt, mit Namen Meister Erich?

Doctor. Bloße Einbildung.

Jeppe. Ist es auch nicht wahr, daß ich gestern in die Stadt sollte, um Seife zu kaufen?

Doctor. Nein!

Jeppe. Auch nicht, daß ich das Geld bei Jacob Schuster vertrunken habe?

Der Kammerdiener. Ei, der Herr war ja gestern mit uns den ganzen Tag auf der Jagd.

Jeppe. Auch nicht, daß ich ein Hahnrei?

Der Kammerdiener. Ei, die Frau ist ja schon seit langen Jahren todt.

Jeppe. Ach, jetzt fang' ich erst an, meine Thorheit einzusehen; ich will nicht mehr an den Bauer denken. Ich sehe schon, ein Traum hat mich in den Irrthum versetzt; es ist doch seltsam, auf was für Grillen der Mensch gerathen kann.

Der Kammerdiener. Beliebt dem Herrn, ein wenig im Garten zu spazieren, bis wir das Frühstück angerichtet haben?

Jeppe. Schon gut, es muß aber bald geschehen: denn ich habe beides, Hunger und Durst.

Dritter Akt.

Erste Scene.

Jeppe. Der Kammerdiener. Der Sekretär.

Jeppe (kommt aus dem Garten mit seiner Suite, ein kleiner Tisch ist gedeckt) Haha, ich sehe, der Tisch ist schon gedeckt.

Der Kammerdiener. Ja, es ist alles fertig, wenn Euer Gnaden beliebt, Platz zu nehmen.

(Jeppe nimmt Platz. Die Uebrigen stehen hinter seinem Stuhl und lachen über seine Ungeschicktheit, wenn er mit allen fünf Fingern in die Schüssel greift, über Tische rülpst, sich in die Finger schneidet und die Kleider beschmiert.)

Der Kammerdiener. Will der Herr befehlen, welcher Wein ihm gefällig ist?

Jeppe. Ihr wißt ja selbst, welchen Wein ich des Morgens zu trinken pflege.

Der Kammerdiener. Am liebsten pflegt der Herr Rheinwein zu trinken; aber wenn er dem Herrn nicht schmeckt, kann er Augenblicks andern haben.

Jeppe (kostet). Na, der ist etwas sauer. Ihr müßt etwas Honig daran thun, dann wird er gut; denn ich bin sehr fürs Süße.

Der Kammerdiener. Hier ist Canariensect, wenn der Herr davon kosten will.

Jeppe. Das ist ein guter Wein. Gesundheit für Alle! (Jedesmal, wenn er trinkt, wird ein Tusch geblasen.) Heda, aufgepaßt, Kerl, noch ein Glas Wein von dem Kanaliensect, versteht Ihr mich? Wo hast Du den Ring her, den Du am Finger trägst?

Der Sekretär. Den hat mir der Herr selbst gegeben.

Jeppe. Daran kann ich mich nicht erinnern; gieb ihn mir

wieder, ich muß es in der Betrunkenheit gethan haben, solche Ringe giebt man nicht so fort. Nachher will ich mal nachsehen, was Ihr sonst noch habt. Dienstboten müssen nicht mehr haben als Kost und Lohn. Ich kann darauf schwören, daß ich mich nicht erinnere, Euch jemals etwas apart geschenkt zu haben. Und wozu sollte ich das auch thun? Der Ring ist ja über zehn Reichsthaler werth; nein, nein, Ihr guten Kerle, so nicht, so nicht! Ihr müßt Euch Eurer Herrschaft Gebrechlichkeit und Trunkenheit nicht zu nutze machen. Wenn ich betrunken bin, so bin ich im Stande, meine Hosen wegzuschenken; aber wenn ich meinen Rausch ausgeschlafen habe, so nehm' ich meine Geschenke wieder. Es würde mir übrigens schlecht gehen bei meiner Frau Nille... Aber was red' ich; nun falle ich schon wieder in die vorigen dummen Gedanken, und weiß nicht mehr, wer ich bin. Gieb mir noch ein Glas Kanaliensect! Nochmals, Alle sollen leben! (Die Trompeten blasen wieder.) Gebt Acht, was ich sage, Kerle, das kann Euch künftig zur Richtschnur dienen: wenn ich Abends etwas in der Trunkenheit fortgebe, so müßt Ihr es mir des Morgens wiederbringen. Wenn das Gesinde mehr kriegt, als es aufessen kann, wird es hochmüthig und verachtet die Herrschaft. Wie viel Lohn hast Du?

Der Sekretär. Der Herr hat mir stets zweihundert Reichsthaler des Jahrs gegeben.

Jeppe. Den Teufel sollst Du in Zukunft haben, aber nicht zweihundert Reichsthaler! Was thust Du denn für zweihundert Reichsthaler? Ich selbst muß schleppen wie ein Vieh und in der Scheune stehen vom Morgen bis Abend und kann nicht einmal .... Sieh, da kommen wieder die verfluchten Bauergedanken; gieb mir noch ein Glas Wein. (Er trinkt und die Trompeter blasen.) Zweihundert Reichsthaler! Das heißt ja seiner Herrschaft das Fell über die Ohren ziehen. Hört, wißt Ihr was, Ihr guten Kerle? Wenn ich fertig bin mit Essen, so hab' ich Lust, Euch alle zusammen im Hofe aufzuhängen; in Geldsachen, müßt Ihr wissen, verstehe ich keinen Spaß.

Der Kammerdiener. Wir wollen alles zurückgeben, was wir von Euer Gnaden empfangen haben.

Jeppe. Ja ja, Euer Gnaden, Euer Gnaden! Complimente und Baselemängs sind heutzutage billig. Mit Euer Gnaden wollt Ihr mir den Mund schmieren, bis Ihr mein ganzes Geld forthabt, und dann seid Ihr wieder meine Euer Gnaden; der Mund freilich sagt Euer Gnaden, das Herz aber Euer Narr. Ihr sprecht anders, als Ihr es meint, Ihr Kerle! Ihr Dienstboten seid wie Abner, der kam auch zu Roland und umarmte ihn und sagte: Heil Dir, mein Bruder, und damit stach er ihm den Dolch ins Herz. Jeppe ist kein Narr, auf mein Wort!

(Sie fallen sämmtlich auf die Kniee und bitten um Gnade.)

Jeppe. Steht nur wieder auf, bis ich gegessen habe; nachher will ich sehen, wie sich das verhält, und welche aufgehängt werden müssen und welche nicht. Jetzt aber will ich lustig sein.

Zweite Scene.

Jeppe. Der Kammerdiener. Der Verwalter. Der Sekretär.

Jeppe. Wo ist mein Verwalter?

Der Kammerdiener. Er ist draußen.

Jeppe. Laß ihn mal gleich 'reinkommen.

Der Verwalter (kommt in einem Rock mit silbernen Knöpfen, mit einem Säbel umgeschnallt). Haben Euer Gnaden etwas zu befehlen?

Jeppe. Nichts, als daß Du hängen sollst.

Der Verwalter. Ich habe ja doch nichts verbrochen, Euer Gnaden, warum soll ich denn hängen?

Jeppe. Bist Du nicht Verwalter?

Der Verwalter. Das bin ich, Euer Gnaden.

Jeppe. Und Du fragst noch, weshalb Du hängen sollst?

Der Verwalter. Ich habe Euer Gnaden doch so treu und redlich gedient und bin so eifrig in meinem Amt gewesen, daß Euer Gnaden mich allezeit vor den übrigen Dienern ausgezeichnet haben?

Jeppe. Ja gewiß bist Du eifrig in Deinem Amt gewesen, das kann man an Deinen silbernen Knöpfen sehen. Wie viel Gehalt hast Du?

Der Verwalter. Funfzig Thaler jährlich.

Jeppe (auf- und abgehend). Funfzig Thaler .... ja, da mußt Du gleich hängen.

Der Verwalter. Es kann ja doch nicht weniger sein, gnädiger Herr, für ein ganzes Jahr der beschwerlichsten Dienste.

Jeppe. Just darum sollst Du hängen, weil Du nur funfzig Thaler hast! Du hast Geld zu einem Rock mit silbernen Knöpfen, mit Manschetten an den Händen, mit einem seidenen Haarbeutel im Nacken und hast blos funfzig Thaler des Jahrs: mußt Du da nicht zum Diebe werden an mir armen Manne? Oder wo sollte es sonst herkommen?

Der Verwalter (auf den Knieen). Ach, gnädiger Herr, schont doch meines armen Lebens, um meiner armen Frau und meiner unmündigen Kinder willen?

Jeppe. Hast Du viele Kinder?

Der Verwalter. Ich habe sieben lebende Kinder, Euer Gnaden.

Jeppe. Ha ha, sieben lebende Kinder .... Fort! hängt ihn, Seckeltär!

Der Sekretär. Ei, gnädiger Herr, ich bin ja doch kein Scharfrichter.

Jeppe. Was Du nicht bist, kannst Du noch werden, Du siehst nach allerhand aus. Wenn Du ihn nicht hängst, häng' ich Dich nachher selbst.

Der Verwalter. Ach, gnädiger Herr, ist denn kein Pardon?

Jeppe (spaziert auf und ab, setzt sich und trinkt und steht wieder auf). Funfzig Thaler, Frau und sieben Kinder .... Will Dich niemand anders hängen, so thu' ich es selbst. Ich weiß recht gut, was Ihr für Kerle seid, Ihr Verwalter; ich weiß, wie Ihr es gemacht habt mit mir und andern armen Bauern .... Sieh, da kommen mir wieder die verwünschten Bauergrillen in den Kopf. Ich wollte sagen: ich kenne Eure Art, zu hantiren, so an den Fingern, daß ich, wenn es Noth thäte, wol selbst Verwalter sein könnte. Ihr bekommt von der Milch den Rahm, und die Herrschaft bekommt einen Dreck, mit Respect zu sagen. Wenn die Welt noch lange steht, glaub' ich, so werden die Verwalter

Junker und die Junker Verwalter. Wenn der Bauer Euch oder Euren Frauen was in die Hand gedrückt hat, so heißt das, wenn Ihr zur Herrschaft kommt: der arme Mann ist willig und fleißig, aber ihm sind verschiedene Unglücksfälle zugestoßen, so daß er nicht bezahlen kann; sein Boden taugt nichts, sein Vieh hat die Räude gekriegt, und dergleichen Redensarten mehr, mit denen die Herrschaft sich muß abspeisen lassen. Glaubt mir, guter Kerl, ich lasse mich nicht so an der Nase führen, ich bin selbst Bauer und eines Bauern Sohn. . . . Sieh, da kommen die verwünschten Faxen schon wieder! Ich sage, ich bin eines Bauern Sohn, nämlich, weil Abraham und Eva, unsere ersten Eltern, Bauern waren.

Der Sekretär (fällt gleichfalls auf die Kniee). Ach, gnädiger Herr! habt noch Erbarmen mit ihm, um seiner armen Frau willen; wovon soll er denn nachher leben und Frau und Kinder ernähren?

Jeppe. Wer sagt, daß sie leben sollen? Man kann sie ja mit ihm aufhängen!

Der Sekretär. Ach Herr, das ist solche hübsche, schmucke Frau —

Jeppe. So? Du bist wol verliebt in sie, daß Du Dich ihrer so annimmst? Laß sie mal 'reinkommen.

Dritte Scene.

Die Frau des Verwalters. Jeppe. Die Uebrigen.

Jeppe (die Frau kommt herein und küßt ihm die Hand). Bist Du die Frau des Verwalters?

Die Frau. Ja, gnädiger Herr, das bin ich.

Jeppe (greift ihr nach dem Busen). Du bist hübsch; willst Du heut Nacht bei mir schlafen?

Die Frau. Der Herr hat in allen Stücken zu befehlen, denn ich stehe in seinen Diensten.

Jeppe (zum Verwalter). Bist Du einverstanden, daß ich heut Nacht bei Deiner Frau schlafe?

Der Verwalter. Ich danke dem Herrn, daß er meinem geringen Hause die Ehre erweisen will.

Jeppe. Sieh her, setz' ihr einen Stuhl her, sie soll mit mir speisen. (Er setzt sich an den Tisch, ißt und trinkt mit ihr; er wird eifersüchtig auf den Sekretär und sagt:) Du sollst die Schwerenoth kriegen, wenn Du sie ansiehst!

(So oft er den Sekretär ansieht, wendet derselbe sogleich die Augen von ihr und sieht zu Boden. Er singt ein altmodisches Liebeslied, während er mit ihr zu Tische sitzt. Dann befiehlt er einen polnischen Tanz und tanzt mit ihr, fällt aber in der Trunkenheit dreimal; endlich das vierte Mal bleibt er liegen und schläft ein.)

Vierte Scene.

Der Baron. Die Uebrigen. Jeppe (schlafend).

Der Baron (der so lange den Sekretär gespielt hat). Er schläft ganz fest, nun haben wir gewonnen Spiel. Aber beinahe wäre es uns am schlechtesten ergangen; er war Willens, uns hart zu behandeln, so daß wir das Spiel entweder hätten aufgeben müssen, oder uns mißhandeln lassen von diesem groben Bauer, aus dessen Betragen man lernen kann, wie tyrannisch und hochmüthig geringe Leute werden, die aus dem Schmutz plötzlich zu großer Ehre und Würde gelangen. Die Rolle des Sekretärs hätte für mich schlecht ausfallen können; denn wenn er mich hätte prügeln lassen, so wäre daraus eine dumme Geschichte geworden, die mich bei den Leuten nicht weniger blamirt hätte als den Bauer. Das Beste ist, wir lassen ihn nun ein wenig schlafen, bevor wir ihm seine schmutzigen Bauernkleider wieder anziehen.

Erich. Ach Herr, der schläft wie ein Todter; seht her, ich kann ihn schlagen, er fühlt es nicht.

Der Baron. Schafft ihn denn hinaus und macht der Komödie ein Ende.

Vierter Akt.

Erste Scene.

Jeppe (liegt wieder auf einem Misthaufen, in seinen alten Bauerkleidern, wacht auf und ruft):

Heda, Seckeltär! Kammerdiener! Lakaien! Noch ein Glas Kanaliensect! (Sieht sich um, reibt sich die Augen, wie das erste Mal, faßt sich an den Kopf und kriegt seinen alten breitkrämpigen Hut in die Hände; er reibt sich die Augen nochmals, wendet seinen Hut nach allen Seiten, besieht seine Kleider, erkennt sich selbst wieder und fängt an zu sprechen:) Wie lange war Abraham im Paradiese? Jetzt erkenn' ich leider Alles wieder: mein Bett, meine Jacke, meinen alten Hahnreihut, mich selbst. Das thut anders, Jeppe, als Kanaliensect aus vergoldeten Gläsern trinken und zu Tisch sitzen mit Lakaien und Seckeltären hinterm Stuhl. Das Gute währt leider niemals lange. Ach, ach, daß ich, der ich eben noch solch ein gnädiger Herr war, mich nun wieder in diesem elenden Zustande sehen muß! Mein prächtiges Bett verwandelt in einen Misthaufen, mein goldgestickter Hut in einen Hahnreihut, meine Lakaien in Schweine und ich selbst aus einem großen gnädigen Herrn zurückverwandelt in einen armseligen Bauer! Wenn ich aufwachte, dacht' ich, würd' ich meine Finger mit goldenen Ringen besetzt finden; aber die sind, mit Respect zu sagen, mit was Anderm beschmiert. Meine Dienstleute wollt' ich zur Rechenschaft fordern, und nun muß mein eigener Rücken sich parat halten, wenn ich nach Hause komme und soll Rechenschaft geben über mein Betragen. Wie ich aufwachte, dacht' ich, ich griffe nach einem Glas Kanaliensect, aber mit Verlaub zu sagen, es war eine Laus. Ach, ach, Jeppe, der Aufenthalt

im Paradiese war nur kurz, und es nahm ein rasches Ende mit Deiner Freude! — Aber wer weiß, ob mir dasselbe nicht noch einmal passirt, wenn ich mich hinlege und nochmals schlafe? Ach, ach, daß es doch so wäre! Daß ich doch wieder dahin käme! (Legt sich hin und schläft abermals.)

Zweite Scene.

Jeppe. Nille.

Nille. Sollte ihm wol ein Unglück begegnet sein? Was das nur sein mag? Entweder hat der Teufel ihn geholt oder (und das fürcht' ich am meisten) er sitzt im Wirthshaus und vertrinkt das Geld. Es war auch recht einfältig von mir, dem Trunkenbold zwölf Schillinge auf einmal anzuvertrauen. Aber was seh' ich? Liegt er da nicht im Mist und schnarcht? Ach, ich elendes Mensch! Solch ein Vieh zum Manne zu haben! Na, Dein Rücken soll das theuer bezahlen!

(Schleicht sich sachte hin und giebt ihm einen Schlag mit dem Meister Erich über den Hintern.)

Jeppe. Au weh! au weh! Hülfe! Hülfe! Was ist das? Wo bin ich? Wer schlägt mich? Warum schlägt man mich? Au weh!

Nille. Ich werde Dich bald lehren, was das ist.

(Schlägt ihn aufs neue und zieht ihn bei den Haaren.)

Jeppe. Ach, meine Herzens-Nille, schlag' mich nicht mehr, Du hast ja keine Ahnung, was mir passirt ist!

Nille. Wo hat der versoffene Hund so lange gesteckt? Wo ist die Seife, die Du hast kaufen sollen?

Jeppe. Ich konnte nicht zur Stadt kommen, Nille.

Nille. Warum konntest Du nicht zur Stadt kommen?

Jeppe. Ich ward unterwegs aufgenommen ins Paradies —

Nille. Ins Paradies? (Prügelt ihn.) Ins Paradies? (Schlägt ihn wieder.) Ins Paradies? (Prügelt ihn nochmals.) Willst Du mich obenein noch zum Narren machen?

Jeppe. Au! au! au! So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, es ist ja doch die reine Wahrheit!

Nille. Was ist die Wahrheit?

Jeppe. Daß ich im Paradies gewesen bin.

(Nille wiederholt: Im Paradies? und schlägt ihn wieder.)

Jeppe. Ach, meine Herzens-Nille, schlag' mich doch nicht mehr!

Nille. Fort! Bekenne, wo Du gewesen bist, oder ich bringe Dich um!

Jeppe. Ach, ich will ja gern bekennen, wo ich gewesen bin, wenn Du mich nur nicht mehr schlagen willst!

Nille. Bekenne!

Jeppe. Schwöre mir, daß Du mich nicht mehr schlagen willst.

Nille. Nein.

Jeppe. So wahr ich ein ehrlicher Mann bin und heiße Jeppe vom Berge, so wahr bin ich auch im Paradiese gewesen und habe Dinge gesehen, über die Du Dich wundern sollst, wenn Du sie hörst.

(Nille prügelt ihn wieder und zieht ihn bei den Haaren ins Haus.)

Dritte Scene.

Nille (allein).

So, Du versoffner Hund, nun schlaf' erst Deinen Rausch aus, nachher wollen wir weiter mit einander reden. Solch ein Schwein, wie Du bist, kommt nicht ins Paradies. Denk' mal an, wie das Vieh sich um seinen Verstand getrunken hat! Aber hat er es auf meine Kosten gethan, so soll er gehörig dafür büßen, zwei Tage lang soll er nichts Nasses noch Trockenes kriegen; in der Zeit werden ihm wol die Grillen vom Paradies vergehen.

Vierte Scene.

Nille. Drei bewaffnete Männer.

Die drei Männer. Wohnt hier nicht ein Mann mit Namen Jeppe?

Nille. Ja der wohnt hier.

Die drei Männer. Bist Du seine Frau?

Nille. Ja, Gott beßre es, leider.

Die drei Männer. Wir müssen mit ihm sprechen.

Nille. Er ist ganz betrunken.

Die drei Männer. Hat nichts zu sagen; marsch fort, schaff' ihn heraus oder Dein ganzes Haus ist verloren.

(Nille geht hinein und stößt den Jeppe heraus, mit solcher Gewalt, daß er einen von den drei Männern mit sich auf die Erde reißt.)

Fünfte Scene.

Die drei Männer. Jeppe.

Jeppe. Ach, ach, Ihr guten Männer, nun seht Ihr, mit was für einer Frau ich zu thun habe.

Die drei Männer. Du verdienst keine andere Behandlung, denn Du bist ein Missethäter.

(Sie ergreifen Jeppe.)

Jeppe. Was hab' ich denn Böses gethan?

Die drei Männer. Das wirst Du gleich erfahren, es wird gleich Gericht gehalten werden.

Sechste Scene.

Zwei Advocaten. Der Richter. Jeppe.

(Der Richter kommt mit seinem Schreiber und setzt sich auf seinen Stuhl; Jeppe, die Hände auf dem Rücken gebunden, wird vor den Richterstuhl gebracht. Einer tritt vor und klagt ihn folgendermaßen an:)

Erster Advocat. Hier ist ein Mann, Herr Richter, von dem wir beweisen können, daß er sich in das Haus des Barons geschlichen, sich für den Herrn ausgegeben, seine Kleider angezogen, seine Diener gewaltthätig behandelt hat. Das ist eine unerhörte Dreistigkeit und tragen wir deshalb im Namen unseres Herrn darauf an, daß er tüchtig bestraft werde, andern Bösewichtern zu Beispiel und Warnung.

Der Richter. Ist das wahr, wessen Du beschuldigt wirst? Laß hören, was Du zu erwidern hast; denn ungehört wollen wir niemand verdammen.

Jeppe. Ach, ich armer Mensch, was soll ich sagen? Ich bekenne, daß ich die Strafe verdient habe, aber blos wegen des Geldes, für das ich Seife kaufen sollte und das ich vertrunken habe. Ich bekenne auch, daß ich kürzlich im Schlosse war, aber wie ich dahin gekommen und wie wieder weg, das weiß ich nicht.

Erster Advocat. Da hört der Richter aus seinem eigenen Geständniß, daß er betrunken gewesen ist und in der Trunkenheit so unerhörte Missethat begangen hat. Es handelt sich also nur blos noch darum, ob es einem so groben Missethäter gestattet sein kann, sein Verbrechen mit Trunkenheit zu entschuldigen, und das läugne ich. Denn auf die Art könnte weder Ehebruch, noch Mord bestraft werden; jeder würde solche Ausflüchte suchen und sagen, er hätte es in der Trunkenheit gethan. Ja selbst wenn er den Beweis führen kann, daß er wirklich betrunken gewesen ist, so wird seine Sache dadurch nicht besser. Denn es heißt: was Einer in der Trunkenheit sündigt, das soll er büßen, wenn er nüchtern ist. Man weiß ja, wie solche Missethat erst kürzlich bestraft wurde. Obschon der Missethäter sich nur aus Dummheit hatte verführen lassen, sich für einen großen Herrn auszugeben, so war seine Dummheit und Unwissenheit nicht im Stande, ihn vom Tode zu retten. Der Zweck der Strafe ist allein, Andere abzuschrecken. Ich könnte die Geschichte erzählen, wenn ich nicht fürchtete, das Gericht damit aufzuhalten.

Zweiter Advocat. Gewogener Herr Richter! Dieser Handel kommt mir so seltsam vor, daß mir die Geschichte nicht zu Kopfe will, auch wenn noch mehr Zeugen da wären. Ein einfältiger Bauer sollte sich auf das Schloß des Herrn einschleichen und sich für den Herrn selbst ausgeben, ohne doch zugleich sein Ansehen und seine Manieren nachahmen zu können? Wie konnte er in des Herrn Schlafzimmer kommen? Wie konnte er des Herrn Kleider anziehen, ohne daß man es hätte merken sollen? Nein, Herr Richter, das ist offenbar nur von den Feinden des armen

Mannes so angestiftet und hoffe ich daher, daß er wird freigesprochen werden.

Jeppe (weinend). Ach, Gott segne Deinen Mund! Ich habe ein Stück Tabak in meiner Hosentasche, verschmäht es nicht, es ist so gut, als ein ehrlicher Mann es kauen mag.

Zweiter Advocat. Behalte nur Deinen Tabak, Jeppe; daß ich für Dich spreche, geschieht nicht um des Gewinnstes willen, sondern lediglich aus christlichem Mitleid.

Jeppe. Da bitt' ich um Entschuldigung, Herr Procurator, ich hätte nicht gedacht, daß Eurer Art Leute so ehrlich wären.

Erster Advocat. Was mein Collega zur Vertheidigung dieses Missethäters anführt, gründet sich allein auf Vermuthungen. Hier fragt es sich aber nicht, ob es wahrscheinlich ist, daß so etwas geschehen oder nicht, sondern hier ist bewiesen, daß es geschehen ist, sowol durch Zeugen, als durch sein eigenes Geständniß.

Zweiter Advocat. Ein Geständniß, das Jemand aus Angst und Furcht ablegt, hat keine Gültigkeit. Mir scheint es daher am besten, diesem einfältigen Manne Zeit zur Ueberlegung zu lassen, und ihn nochmals zu befragen. Höre, Jeppe, überleg' Dir, was Du sagst; gestehst Du das zu, dessen Du angeklagt bist?

Jeppe. Nein, meinen höchsten Eid will ich darauf ablegen, daß es Lügen sind, worauf ich vorhin geschworen habe; ich bin ganzer drei Tage nicht aus dem Hause gekommen.

Erster Advocat. Herr Richter, nach meiner unvorgreiflichen Meinung darf niemand zum Eide zugelassen werden, der erstlich durch Zeugen überführt ist und dann auch seine Missethat zugestanden hat.

Zweiter Advocat. Ich meine doch.

Erster Advocat. Ich meine nein.

Zweiter Advocat. Wenn der Handel von so seltsamer Beschaffenheit ist?

Erster Advocat. Gegen Zeugen und Geständniß können keine Umstände aufkommen.

Jeppe (bei sich selbst). Ach, daß sie einander doch nur bei den

Haaren kriegten, so wollt' ich mir unterdessen den Richter langen und ihn so durchprügeln, daß er Gesetz und Verordnungen vergessen sollte!

Zweiter Advocat. Aber hört, Herr Collega, gesetzt auch, die That ist zugestanden, so hat der Mann doch keine Strafe verdient; denn er hat ja auf dem Schlosse nichts Böses begangen, weder Mord, noch Diebstahl.

Erster Advocat. Das will nichts sagen: intentio furandi und furtum sind dasselbe.

Jeppe. Sprich dänisch, Du schwarzer Hund, so wollen wir uns schon noch verantworten.

Erster Advocat. Denn entweder wird Einer ergriffen, wie er stehlen will oder wenn er gestohlen hat, in beiden Fällen ist er ein Dieb.

Jeppe. Ach, gnädiger Richter, ich will mich ja gerne hängen lassen, wenn nur dieser Procurator mir zur Seite hängen muß.

Zweiter Advocat. Halt' ein mit solchen Reden, Jeppe, Du machst Deine Sache nur schlimmer.

Jeppe. Warum antwortet Ihr denn nicht? (Leise) Steht da wie ein dummes Vieh.

Zweiter Advocat. Aber womit wird das propositum furandi bewiesen?

Erster Advocat. Quicunque in aedes alienas noctu irrumpit, tanquam fur aut nocturnus grassator existimandus est; atqui reus hic ita: ergo —

Zweiter Advocat. Nego majorem, quod scilicet irruperit.

Erster Advocat. Res manifesta est, tot legitimis testibus exstantibus ac confitente reo.

Zweiter Advocat. Quicunque vi vel metu coactus fuerit confiteri ....

Erster Advocat. Pah, wo ist die vis, wo ist die metus? Das sind nur Finten.

Zweiter Advocat. Nein, Ihr braucht Finten.

Erster Advocat. Wer mir das sagt, ist kein ehrlicher Mann.

(Sie kriegen einander bei der Brust; Jeppe springt dazwischen und reißt dem ersten Advocaten die Perücke ab.)

Der Richter. Respect dem Gericht! Nicht weiter, ich habe schon genug gehört! (Liest das Urtheil ab:) „Sintemal Jeppe vom Berge, Sohn Niels' vom Berge, Enkel Jeppe's ebendaselbst, überführt ist, sowol durch gültige Zeugen, als durch eigenes Geständniß, daß er sich auf das Schloß des Barons eingeschlichen, seine Kleider angezogen und seine Diener mißhandelt hat, so wird er verurtheilt, durch Gift vom Leben zum Tode gebracht zu werden, und sobald er todt, soll sein Leichnam am Galgen aufgehängt werden."

Jeppe. Ach, ach, gnädiger Richter, ist da kein Pardon?

Der Richter. Nein, durchaus nicht, das Urtheil soll sogleich in meinem Beisein vollzogen werden.

Jeppe. Ach, kann ich denn nicht vorher ein Glas Branntwein kriegen, bevor ich das Gift trinke, damit ich mit mehr Courage sterbe?

Der Richter. Ja, das ist erlaubt.

Jeppe (trinkt drei Gläser Branntwein, fällt wieder in die Kniee und fragt): Ist da kein Pardon?

Der Richter. Nein, Jeppe, nun ist es zu spät.

Jeppe. Ach, es ist noch nicht zu spät, der Richter kann ja das Urtheil noch verändern und sagen, er hat das erste Mal falsch gerichtet. So etwas geschieht ja öfters, denn wir sind ja alle Menschen.

Der Richter. Nein, in wenigen Minuten wirst Du selbst fühlen, daß es zu spät ist, denn mit dem Branntwein hast Du das Gift bereits erhalten.

Jeppe. Ach, ich armer Mann, hab' ich das Gift schon erhalten?! Ach, lebe wohl, Nille! Aber nein, Du Canaille, Du hast nicht verdient, daß ich von Dir Abschied nehme! Fahrt wohl, Hans, Niels und Christoph! Fahre wohl, meine Tochter Martha! fahr' wohl, mein Augapfel! Von Dir weiß ich, daß ich wirklich Dein Vater bin, Du wurdest gemacht, bevor der Küster ins Haus kam; Du hast auch Deines Vaters Angesicht, wir gleichen uns wie ein Tropfen Wasser dem andern. Fahr' wohl, mein Schecke, und habe Dank für jedes Mal, daß ich Dich geritten habe; nächst meinen eigenen Kindern habe ich kein Vieh so

geliebt wie Dich. Fahr' wohl, Fairfax, mein treuer Hund und Thürhüter; fahre wohl, Hinze, mein schwarzer Kater; fahrt wohl, meine Ochsen, meine Schafe, meine Schweine! Habt Dank für gute Gesellschaft und für jeden Tag, den wir zusammen zugebracht haben! Fahr' wohl.... Ach, nun kann ich nicht mehr, nun wird mir so schwer und ohnmächtig — (er fällt um und wird ohnmächtig).

Der Richter. Das geht gut, der Schlaftrunk hat bereits seine Wirkung gethan, nun schläft er wie ein Todter. Hängt ihn nun auf; aber gebt wohl Acht, daß er keinen Schaden dabei nimmt und daß ihm der Strick blos unter die Arme kommt. Nun wollen wir sehen, wie er sich dabei geberdet, wenn er aufwacht und findet sich am Galgen.

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Nille. Jeppe. Der Richter.

Jeppe am Galgen hängend.

Nille (rauft sich die Haare aus, schlägt sich vor die Brust und ruft): Ach, ach, ist das möglich, daß ich meinen braven Mann so schmählich am Galgen hängen sehe! Ach, mein allerliebster Mann, verzeih' mir, wo ich Dir etwas zu Leide gethan habe! Ach, ach, nun wacht mein Gewissen auf! Nun reut mich, aber zu spät, die Härte, mit der ich Dich behandelt habe! Nun vermiss' ich Dich erst, nun komme ich erst dahinter, welchen braven Mann ich verloren habe! Ach, könnt' ich Dich wieder lebendig machen mit meinem eigenen Herzblut!

(Sie trocknet sich die Augen und weint bitterlich. Inzwischen hat der Schlaftrunk zu wirken aufgehört.)

Jeppe (wacht auf, sieht sich am Galgen hängen mit gebundenen Händen, hört seine Frau klagen und sagt zu ihr): Gieb Dich zufrieden, mein Herzensweib, den Weg müssen wir alle. Geh heim, nimm Dein Haus wahr und sorge für meine Kinder! Meine rothe Jacke kannst Du für den kleinen Christoph zurecht machen lassen; was davon übrig bleibt, davon kann Martha eine Mütze kriegen. Vor allem sorge, daß mein Schecke gut gepflegt wird; ich habe das Vieh geliebt, als ob es mein leiblicher Bruder wäre. Wär' ich übrigens nicht todt, wollt' ich Dir noch verschiedenes Anderes sagen —

Nille. Ah ... ah ... ah ... Was ist das? Was hör' ich? Kann ein Todter sprechen?

Jeppe. Sei nicht bange, Nille, ich thu' Dir nichts.

Nille. Ach, mein allerliebster Mann, wie kannst Du doch sprechen, wenn Du todt bist?

Jeppe. Wie das zugeht, weiß ich selbst nicht. Aber höre, mein Herzensweib, spring mal fort, wie 'n Lauffeuer, und bring' mir für acht Schillinge Branntwein; denn ich durste jetzt mehr als bei Lebzeiten.

Nille. Pfui, Du Vieh, Du Unflath, Du giftiger Trunkenbold! Hast Du nicht Branntwein genug getrunken bei Lebzeiten? Durstest Du Hundevieh noch, wenn Du todt bist? Das nenn' ich doch ein Schwein durch und durch!

Jeppe. Halt' den Mund, Du Unflath, und bring' mir gleich den Branntwein her. Thust Du das nicht, so will ich, hol' mich der Satan, jede Nacht in Deinem Hause spuken; Du sollst wissen, daß ich den Meister Erich jetzt nicht mehr fürchte, ich fühle jetzt keinen Schlag mehr. (Nille springt hinein nach dem Meister Erich, kommt wieder und prügelt ihn am Galgen.) Au, au, au! Halt' auf, Nille! Halt' auf, Du schlägst mich noch einmal todt! Au, au, au!

Der Richter. Höre, Weib, Du mußt ihn nicht mehr schlagen, gieb Dich zufrieden; um Deinetwillen wollen wir Deinem Mann seine Missethat vergeben und ihn wieder zum Leben verurtheilen.

Nille. Ach nein, gestrenger Herr, laßt ihn nur hängen, er ist nicht werth, daß Ihr ihn leben laßt.

Der Richter. Pfui, Du bist ein garstiges Weib, pack' Dich fort, oder wir lassen Dich ihm zur Seite hängen.

(Nille läuft fort.)

Zweite Scene.

Jeppe. Der Richter.

Jeppe wird vom Galgen abgenommen.

Jeppe. Ach, gestrenger Herr Richter, ist das gewiß, daß ich nun auch wieder ganz lebendig bin? Oder bin ich blos ein Gespenst?

Der Richter. Du bist ganz lebendig; das Gericht, welches das Leben abspricht, kann auch ebenso das Leben wieder zusprechen. Kannst Du das nicht begreifen?

Jeppe. Nein, ich kann es meiner Treu' nicht begreifen, ich glaube, daß ich ein Gespenst bin und spuke.

Der Richter. Ei Du Narr, das ist leicht zu begreifen: wer Dir etwas nimmt, kann es Dir doch auch wiedergeben?

Jeppe. So möcht' ich wol den Richter Spaßes halber aufhängen und sehen, ob ich ihn dann auch wieder zum Leben verurtheilen kann.

Der Richter. Nein, das geht nicht an, Du bist kein Richter.

Jeppe. Aber so bin ich wirklich wieder lebendig?

Der Richter. Ja, das bist Du.

Jeppe. So daß ich nicht spuke?

Der Richter. Gewiß nicht.

Jeppe. Auch nicht umgehe?

Der Richter. Nein.

Jeppe. So daß ich derselbe Jeppe vom Berge bin wie zuvor?

Der Richter. Ja.

Jeppe. Und kein Geist?

Der Richter. Nein, gewiß nicht.

Jeppe. Wollt Ihr mir schwören, daß das wahr ist?

Der Richter. Ja, ich schwöre Dir, daß Du lebendig bist.

Jeppe. Ruft den Teufel an, daß er Euch hole, wenn es nicht wahr ist!

Der Richter. Ei, glaube unsern Worten und danke uns, daß wir so gnädig gewesen sind, Dich wieder zum Leben zu verurtheilen.

Jeppe. Dafür, daß Ihr mich losgeschnitten habt, wollt' ich Euch gerne danken, wenn Ihr mich nur nicht auch selbst aufgehängt hättet.

Der Richter. Gieb Dich zufrieden, Jeppe, und sag' uns, wenn Deine Frau Dich wieder schlägt; so werden wir schon Rath dafür finden. Sieh, da hast Du vier Thaler, davon kannst Du Dir schon einige vergnügte Tage machen, und vergiß

nicht auf unsere Gesundheit zu trinken. (Jeppe küßt ihm die Hand und bedankt sich, der Richter geht.)

Dritte Scene.

Jeppe (allein).

Nun bin ich funfzig Jahre alt, aber in all der Zeit hab' ich nicht so viel erlebt wie in diesen zwei Tagen. Wenn ich das so recht bedenke, sind es doch verfluchte Geschichten: jetzt ein betrunkener Bauer, nun ein Baron, nun wieder ein Bauer; nun todt, nun lebendig am Galgen — und das ist das Wunderlichste. Aber wer weiß, vielleicht, wenn man die Leute lebendig hängt, so sterben sie; hängt man sie aber todt, so werden sie wieder lebendig. Ein Glas Branntwein, dächt' ich, müßte herrlich darauf schmecken; heda, Jacob Schuster, heraus!

Vierte Scene.

Jacob Schuster. Jeppe.

Jacob. Willkommen zurück aus der Stadt! Nun, hast Du Seife gekriegt für Deine Frau?

Jeppe. Pah, Du Schlingel, weißt Du auch, mit wem Du sprichst? Hut ab! Du bist eine bloße Canaille gegen mich!

Jacob. Von einem Andern ließe ich mir das nicht gefallen, Jeppe. Indessen Du läßt mich täglich meinen Schilling verdienen, da nehm' ich das nicht so genau.

Jeppe. Hut ab, sag' ich, Du Schuster!

Jacob. Was ist Dir nur unterwegs passirt, Du kommst mir ja ganz spanisch vor?

Jeppe. Du mußt wissen, seit wir uns zuletzt gesehen, bin ich gehängt worden.

Jacob. Nun, so sehr was Vornehmes ist das doch eben nicht, das Glück gönn' ich Dir. Aber höre, Jeppe, wo Du Dein Bier getrunken, mußt Du auch Deine Hefe vergießen; Du

betrinkst Dich an fremden Orten und dann kommst Du zu mir und machst Spectakel.

Jeppe. Marsch, Hut ab, Schlingel! Hörst Du nicht, wie das in meiner Tasche klimpert?

Jacob (mit dem Hute unter dem Arm). Element, wo hast Du das Geld her?

Jeppe. Von meiner Baronschaft, Jacob. Ich will Dir erzählen, was mir begegnet ist; aber erst gieb mir ein Glas Meth, denn dänischen Branntwein zu trinken, bin ich zu vornehm.

Jacob. Prosit, Jeppe.

Jeppe. Nun will ich Dir erzählen, was mir begegnet ist. Erst wie ich von Dir ging, schlief ich ein; da ich wieder aufwachte, war ich Baron und trank mich voll und toll in Canalliensect; wie ich betrunken war von Canalliensect, erwacht' ich wieder auf dem Mist; wie ich auf dem Mist wieder aufwachte, legt' ich mich hin, um noch mal zu schlafen, in der Hoffnung, mir wieder eine Baronschaft anzuschlafen. Allein ich überzeugte mich, daß das nicht so allemal geht; denn meine Frau weckte mich mit dem Meister Erich und zog mich bei den Haaren, ohne den geringsten Respect vor einem Manne, wie ich gewesen war. Wie ich in die Stube kam, wurde ich, den Kopf voran, gleich wieder hinausgestoßen und sah mich umringt von verschiedenen Vogel Greifs, die mich zum Tode verurtheilten und vergifteten. Wie ich todt war, wurd' ich gehängt, und wie ich gehängt war, wurd' ich wieder lebendig und kriegte vier Thaler. — So, das ist nun die Geschichte; aber nun überleg' Dir mal, wie das möglich gewesen ist?

Jacob. Ha ha ha, das ist ein Traum, Jeppe.

Jeppe. Hätt' ich nicht diese vier Thaler, würd' ich ebenfalls denken, es war ein Traum. Gieb mir noch einen, Jacob, ich will an die verrückte Geschichte nicht weiter denken, sondern mir einen ehrlichen Rausch trinken.

Jacob. Prosit, Herr Baron, ha, ha, ha!

Jeppe. Du kannst das vielleicht nicht begreifen, Jacob?

Jacob. Nein und wenn ich mich auf den Kopf stellte.

Jeppe. Darum kann das doch wahr sein, Jacob; denn

Du bist ein Dummkopf und begreifst oft Sachen nicht, die weit leichter sind.

Fünfte Scene.

Magnus. Jeppe. Jacob.

Magnus. Ha ha ha! Ich will Euch eine verwünschte Geschichte erzählen, die einem Manne begegnet ist, mit Namen Jeppe vom Berge. Den hat man gefunden, betrunken und schlafend auf dem Felde, hat ihm andere Kleider angezogen, hat ihn in das beste Bett auf dem herrschaftlichen Schlosse gelegt und hat ihm eingebildet, er wäre der Herr. Wie er aufwacht, betrinkt er sich wieder, man zieht ihm seine alten zerrissenen Kleider an und legt ihn wieder auf den Mist; darauf, wie er erwacht, bildet er sich ein, er wäre im Paradies gewesen. Ich habe mich halb todt gelacht, wie die Leute des Verwalters mir die Geschichte erzählten. Ich gäbe meiner Six einen Thaler darum, kriegt' ich den Narren zu sehen; ha ha ha!

Jeppe. Was hab' ich zu bezahlen, Jacob?

Jacob. Zwölf Schillinge.

(Jeppe wischt sich den Mund und geht beschämt davon.)

Magnus. Warum ging der Mann so schnell weg?

Jacob. Das ist just derselbe Mann, dem sie den Streich gespielt haben.

Magnus. Ist es möglich? Da muß ich ihm nachlaufen. Höre, Jeppe, ein Wort: wie sieht's denn aus in der andern Welt?

Jeppe. Laß mich in Ruh'!

Magnus. Warum bist Du denn so rasch wiedergekommen?

Jeppe. Was kümmert's Dich?

Magnus. Ei, erzähle uns doch noch was von der Reise.

Jeppe. Laß mich in Frieden, sag' ich, oder es geht Dir schlecht.

Magnus. Ei Jeppe, ich bin so begierig noch etwas davon zu hören.

Jeppe. Hans Schuster, zu Hülfe! Leidest Du, daß man mich in Deinem Hause so mißhandelt?

Magnus. Ich mißhandle Dich ja nicht, Jeppe, ich frage Dich nur, wie's in der andern Welt aussieht?

Jeppe. Heda, Hülfe! Hülfe!

Magnus. Hast Du niemand von meinen Vorfahren gesehen?

Jeppe. Nun, Deine Vorfahren werden wol wo anders sein, wohin hoffentlich Du und andere Canaillen nach dem Tode ebenfalls kommen. (Reißt sich los und läuft fort.)

Sechste Scene.

Der Baron. Sein **Sekretär.** Sein **Kammerdiener.** **Zwei Lakaien.**

Der Baron. Ha ha ha, die Historie war Geld werth, solche gute Wirkung hatte ich mir nicht davon erwartet. Kannst Du mich öfters so gut unterhalten, Erich, so wirst Du bei mir gut angeschrieben sein.

Erich. Nein, gnädiger Herr, solche Komödie öfters zu spielen, wage ich nicht; denn wenn er den Herrn geschlagen hätte, wie er drohte, so wäre das eine häßliche Tragödie geworden.

Der Baron. In der That, das ist richtig, ich hatte deshalb Angst genug. Aber ich war so verliebt in die Geschichte, daß ich mich lieber hätte schlagen lassen, ja ich glaube, ich hätte mich lieber hängen lassen von ihm, Erich, als daß ich sie ihm verrathen hätte. Du dachtest vermuthlich ebenso?

Erich. Nein, Euer Gnaden, sich blos zum Spaß hängen zu lassen, kam mir doch ein wenig ernsthaft vor; der Spaß wäre zu theuer gekommen.

Der Baron. Ei Erich, das passirt ja alle Tage, wie Viele, ist es nicht auf diese Art, so ist es auf eine andere, nehmen sich nicht das Leben blos Spaßes halber. So zum Beispiel: Einer von schwachem Körper, der voraussieht, daß vieles Trinken ihm Leben und Gesundheit verderben wird, stürmt doch auf seinen Körper los und opfert Leben und Gesundheit für die Lustbarkeit eines Abends. Oder auf eine andere Art: die Großvezire in der Türkei werden meistentheils strangulirt, oder mit einem

Strick erdrosselt, einige an demselben Tage, wo sie Bezire werden, andere wenige Tage hernach, und doch reißen sich alle darum, blos um mit einem hohen Titel gehenkt zu werden. Noch auf eine andre Art: die Offiziere opfern einander gern Leib und Seele, um den Ruf der Tapferkeit zu haben, und duelliren sich um ein Nichts, selbst mit Leuten, die ihnen überlegen sind, von denen sie zum Voraus wissen, daß die sie spediren. Auch glaub' ich, man würde viel hundert verliebte Leute finden, die für die Wonne einer Nacht sich gern am Morgen todtschlagen ließen. So sieht man auch bei Belagerungen, daß Soldaten haufenweis desertiren und in die belagerten Städte laufen, von denen sie doch voraussehen, daß sie sich nächstens ergeben werden, und um einen Tag lustig zu leben, lassen sie sich am nächsten hängen. Das Eine ist nicht verständiger als das Andere. Selbst Philosophen hat man in alten Tagen sich ins Unglück stürzen sehen, blos um nach ihrem Tode berühmt zu werden. Darum bin ich auch fest überzeugt, Erich, daß Du Dich würdest lieber haben hängen lassen als diese allerliebste Geschichte verderben.

Aus diesem Abenteu'r merkt Euch, Ihr lieben Kinder,
Daß für gemeines Volk gefährlich ist nicht minder
Ein allzu schnelles Glück, als es der Tugend ist,
Herab gedrückt zu sein durch Neid und Hinterlist.

Wo Bauern, Handwerksleut' der Herrschaft Scepter führen,
Da wird am Regiment man bald die Folgen spüren;
Tyrannen giebt es da, anstatt der Obrigkeit,
Und bald ein Nero macht in jedem Dorf sich breit.

Ob Cajus, Phalaris, der Vorwelt Schreck' und Schauer,
Wol ärger handelten als dieser winz'ge Bauer?
Mit Galgen und mit Rad, wie hat er uns gedroht,
Da er doch kaum befreit von der gewohnten Noth!

Drum nicht beim Pfluge mehr woll'n wir nach Herrschern fragen,
Kein Bauer werde Fürst, wie einst in alten Tagen.
Das war wol ehedem; doch sollt' es jetzt so sein,
Es bräche Missethat und Tyrannei herein.

Anmerkungen.

Der politische Kannegießer.

„Der politische Kannegießer" war das erste Stück, mit welchem Holberg seine Laufbahn als Lustspieldichter eröffnete (Herbst 1722); es ist auch sein Meisterwerk geblieben, das an Ruhm und Verbreitung von keinem zweiten erreicht, geschweige denn übertroffen ward. Das eigentliche Motiv zu demselben gab dem Dichter die Liebhaberei für politische Klatschereien und Luftschlösser, die eben damals bei seinen Landsleuten in Blüte stand. Als äußere Anknüpfung dienten ihm dabei die bürgerlichen Unruhen und Zwistigkeiten, deren Schauplatz Hamburg das ganze 17. Jahrhundert hindurch gewesen war und die namentlich in den ersten Jahren des 18. ihren Gipfel erreichten. In Folge derselben ward 1708 eine kaiserliche Commission nach Hamburg geschickt, durch deren Bemühungen der berühmte Hauptreceß von 1712 zu Stande kam, der bekanntlich bis auf die jüngsten Reformen die Grundlage der Hamburgischen Verfassung gebildet hat. In diese Zeit, und zwar, wie sich aus einzelnen Anspielungen ergiebt, zunächst nach dem Jahre 1712, hat der Dichter die Handlung seines Stücks verlegt, also unmittelbar nach Abschluß jenes berühmten Hauptrecesses, durch den die Ordnung zwar äußerlich wiederhergestellt war, der aber die aufgeregten Gemüther noch keineswegs zu beruhigen vermocht hatte. — In der Hauptsache gehört die Erfindung Holberg eigenthümlich, nur Einzelnes ist fremden Quellen, namentlich dem Théâtre Italien entlehnt. Das Stück war bei den Zeitgenossen außerordentlich beliebt und hat sich diese Beliebtheit bis auf die Gegenwart erhalten; noch von 1750 bis 1843, also in einer Zeit, wo der Reiz der Neuheit längst abgestreift war, ist es nicht weniger als 99mal über die Kopenhagener Bühne gegangen. Auch in Deutschland gehörte es lange Zeit zu den

am häufigsten gegebenen Stücken, Hermann von Bremen und Heinrich waren Glanzrollen eines Eckhof, Borchers, Schröder, Unzelmann, noch zu Anfang des Jahrhunderts wurde es (in Treitschke'scher Verballhornung) in Berlin und Weimar gegeben, ja selbst in allerneuester Zeit sind noch vereinzelte Versuche damit angestellt worden.

Seite 20. Erster Akt, zweite Scene: „Daß Hercûles eine Postille wäre." Gemeint ist der berühmte Staatsroman von A. H. Buchholz, Professor in Rinteln, gestorben als Superintendent in Braunschweig 1671, der, zuerst 1659 zu Braunschweig unter dem Titel „Des christlichen deutschen Großfürsten Hercules und des böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte ꝛc." in einem dicken Quartanten erschienen, als ein Lieblingsbuch der Zeit, noch 1744 eine neue Auflage, die siebente oder achte, erlebte.

Seite 21. Ebendaselbst. „Eine Adrienne tragen." Ein damals sehr beliebtes Stück der Damengarderobe; aus Frankreich, der Heimat der Moden, stammend, führte es seinen Namen nach den Einen von der berühmten Adrienne Lecourreur, nach Andern von einem Kleidungsstück, das die nicht minder berühmte Dancourt im Jahre 1703 bei Aufführung von Barons L'Adrienne, einer Nachahmung der Andria des Terenz, zum ersten Mal getragen haben soll. Die gleich darauf vorkommende Schoßjacke (dänisch „Flaſketröe"), eine Jacke mit langen ausgezackten, herniederhängenden Flügeln oder Schößen, galt, wie auch der Zusammenhang lehrt, schon zu Holbergs Zeiten als eine veraltete Tracht.

Seite 22. Ebendaselbst: vierte Scene: „Den Europäischen Herold." War der Titel eines berühmten Werkes, das Friedrich Leuthoff von Frankenberg (oder, wie er eigentlich hieß, Bernhard von Zach, geboren 1649 zu Weimar, gestorben zu Dresden 1720) im Jahre 1688 herausgab. Der gleich darauf erwähnte „Politische Nachtisch" erschien 1695 in zweiter Auflage unter dem Titel „Neuvermehrter politischer Nachtisch, zugleich vorstellend alle florirende Reiche und Republiken dieser Zeit ꝛc." „Herculiscus" ist ebenfalls ein politischer Roman, und zwar von demselben Buchholz, der den „Hercules" verfaßte; er erschien zuerst 1659.

Seite 29. Zweiter Akt, erste Scene: „Dankwarths Landkarte." Eine Landkarte dieses Namens hat es nie gegeben, wol aber ein sehr bekanntes und verbreitetes geographisches Buch von

Caspar Dankwerth (nicht Dankwarth), eine „Landesbeschreibung der Herzogthümer Schleswig und Holstein", mit einer für ihre Zeit vortrefflichen Karte von Joh. Mayer, zuerst erschienen 1652.

Seite 32. Ebendaselbst, zweite Scene: „Qui nescit simulare, nescit regnare." Wahlspruch König Jacobs I. von England; auch Ludwig XI. von Frankreich und Friedrich II. von Dänemark (1559—1588) sollen ihn häufig im Munde geführt haben. — Der gleich darauf erwähnte Agrippa ist natürlich kein anderer als Cornelius Heinrich Agrippa von Nettesheim, der berühmte Polyhistor, Arzt und Schwarzkünstler, geboren 1486 zu Köln, gestorben zu Grenoble 1535. Albertus Magnus ist der berühmte Philosoph und Naturforscher, der Vater der mittelalterlichen Botanik, auch als Schwarzkünstler der Held zahlreicher Sagen und Wundergeschichten, geboren 1205 (oder 1193?), gestorben 1280.

Seite 32. Ebendaselbst: „Der politische Stockfisch." Erschien zu Merseburg 1681 und war nicht sowol ein politisches Buch, als vielmehr ein galanter Roman im Geschmack der Weise Menantes rc.; als Verfasser wird ein Johann Riemer genannt, der 1714 als Prediger in Hamburg starb.

Seite 35. Ebendaselbst, dritte Scene: „Consistorium oder Ehegericht." Ein geistliches Gericht, das in allen Ehestreitigkeiten entschied und bis 1771 bestand; im Dänischen hieß es „Tamperret", von den sogenannten Quatembern, indem es den letzten Mittwoch jeden Vierteljahrs gehalten ward.

Seite 37. Ebendaselbst. „Duc de Vendôme." Er meint den Herzog Ludwig Joseph von Vendôme, geboren 1654, gestorben 1712, den Sieger in der Schlacht bei Villa Viciosa (December 1710), durch welche ganz Spanien für Philipp V. erobert ward. Dagegen hatte er einige Jahre früher (1708) die berühmte Schlacht von Oudenarde gegen Marlborough verloren.

Seite 43. Dritter Akt, vierte Scene: „Du kannst noch mit der Zeit Reutendiener werden." So hießen die bekannten Hamburgischen Magistratsdiener, die mit ihren langen schwarzen Mänteln und ihren runden gesteiften Kragen bis vor ganz Kurzem noch das Vergnügen der Hamburger Gassenjugend, sowie das Erstaunen der Fremden bildeten.

Seite 45. Ebendaselbst: „Wollt Ihr eine Dame sein, müßt Ihr auch Damenmanieren haben." Ein dänisches Sprüchwort, das vollständig lautet: „Damen müssen Damenmanieren

haben, sagte Annemarie, und damit schleppte sie ihr Kleid in den Rinnstein.“

Seite 52. Vierter Akt, zweite Scene: „Und ist mit dem Fräuleinstitel begnadigt worden.“ Der Titel Fräulein gehörte bis auf Christian IV. ausschließlich den dänischen Königstöchtern; erst unter Friedrich III., nach 1660, nach Erlaß des Königsgesetzes, wurde er auch den Töchtern der Adeligen beigelegt, die bis dahin einfach „Jungfern“ oder „adelige Jungfern“ geheißen hatten. Daß aber auch Töchter des höheren Beamtenstandes, auch wenn sie bürgerlicher Abkunft waren, sich denselben Titel beilegten, das kam erst zu Holbergs Zeiten auf und wird als eine thörichte Neuerung von ihm vielfach verspottet.

Seite 67. Fünfter Akt, zweite Scene: „Hugo Grotius.“ Der allbekannte holländische Gelehrte und Staatsmann, geboren 1583, gestorben 1645, einer der berühmtesten Männer seiner Zeit, der Mitbegründer des modernen Staatsrechts. Bei Gelegenheit des Oldenbarneveldtschen Prozesses sollte er als Arminianer und Staatsverräther enthauptet werden (1619), wurde auch wirklich zu ewigem Gefängniß abgeführt, jedoch durch den aufopfernden Muth seiner Gattin glücklich befreit; daher die „Armenier“ (statt Arminianer) Hermanns von Bremen.

Seite 76. Ebendaselbst, fünfte Scene: „Steckt den Finger in die Dielen und seht zu, in was für einem Haus Ihr seid.“ Das dänische Sprüchwort, das Heinrich hier auf spaßhafte Weise verdreht, lautet: „Den Finger in die Erde stecken, um zu sehen, in was für einem Lande man ist.“

Seite 77. Ebendaselbst, sechste Scene: „Mit seinen sechzehn Staatscabinetten.“ Unter dem Titel von „Staatscabinetten“, „Eröffnetes Staatscabinet“, „Neueröffnetes Staatscabinet“ und dergleichen mehr erschienen damals zahlreiche politische Flug- und Streitschriften, in denen besonders die wirklichen und angeblichen Geheimnisse der Diplomatie enthüllt werden sollten.

Seite 77. Ebendaselbst: „Der, so lange er Burgemeister war.“ Ein bekanntes Witzwort Cicero's auf C. Caninius Rutilus, der am letzten Tage des Jahres 46 v. Chr. zu Mittag Consul wurde und also, da das Consulat stets zu Neujahr wechselte, am Abend desselben Tages wieder aufhörte es zu sein.

Jean de France oder Hans Franzen.

Dieses Stück ist der Zeit nach das dritte, das Holberg schrieb. Auch rücksichtlich der Verbreitung, die es gefunden, und des Beifalls, der ihm zu Theil geworden, steht es dem „Politischen Kanngießer“ am nächsten; namentlich in Deutschland, wo es den Titel „Der Deutschfranzose“ führte, war es außerordentlich beliebt. Die Erfindung betreffend, ist der Hauptcharakter des Jean Holbergs ausschließliches Eigenthum, als ein schönes Zeugniß seines Patriotismus und seines kernhaften, ächt bürgerlichen Sinnes; im Einzelnen dagegen, sowol was die Intrigue des Stücks, als was einzelne Einfälle und Wendungen angeht, ist Gherards Théâtre Italien, nach der Gewohnheit des Autors, vielfach benutzt worden. — Im Uebrigen scheint mit der Thorheit, die es geißelte, auch das Stück selbst beim dänischen Publikum in Abnahme gekommen zu sein; von 1748 bis 1796 wurde es nur noch zwölfmal aufgeführt, und auch ein späterer Versuch, es nach zwanzigjähriger Pause wieder auf die Bühne zu bringen (im Winter von 1814 auf 1815), mißglückte.

Seite 85. Erster Akt, erste Scene: „Auf dem alten Markt.“ „Gammel Torv“, ein Platz in der Nähe des Westernthors in Kopenhagen, der noch jetzt diesen Namen führt.

Seite 86. Ebendaselbst: „Fairfax.“ Damals ein sehr beliebter Hundename in Dänemark; er stammt ohne Zweifel aus Cromwells Zeiten, wo Thomas Fairfax (geb. 1611, gest. 1671) als General der Parlamentstruppen und nächster Vorgänger Cromwells im Oberbefehl (1650) eine auch auswärts sehr bekannte Persönlichkeit war.

Seite 87. Ebendaselbst: „In unserer Frauen- und Rundkirche, wo doch die gelehrten Gemeinden sind.“ Die Kopenhagener Frauenkirche ist noch jetzt eines der bekanntesten Gebäude der Stadt, die Metropolitan- und Krönungskirche des Reichs. Doch ist das jetzige Gebäude, dem die darin befindlichen Marmorwerke Thorwaldsens einen Weltruf verschafft haben, nicht mehr das alte, von dem Holberg hier spricht, vielmehr wurde dieses bei der englischen Belagerung im Jahre 1807 in Trümmer geschossen. Die „Rundkirche“ heißt eigentlich Trinitatiskirche; den

erstern Namen führt sie von dem dabei befindlichen sogenannten runden Thurm. Derselbe dient gegenwärtig als Sternwarte und wird wegen des schönen Panorama's, das er auf Kopenhagen und die Umgegend bietet, von Einheimischen und Fremden häufig besucht; auch schon zu Holbergs Zeiten stand der Zutritt gegen ein geringes Trinkgeld jederzeit offen. Beide, sowol die Frauen- als die Trinitatis- oder Rundkirche, gehörten damals zur Universität, es waren die eigentlichen Universitätskirchen, darum nennt der Dichter auch die dazu gehörigen Gemeinden die „gelehrten Gemeinden", nach derselben scherzhaften Logik, mit der er die Bauern auf den der Universität gehörigen Gütern „gelehrte Bauern" nennt; vergl. die Anmerkung zu Erasmus Montanus in Bd. IV. unserer Auswahl.

Seite 87. Ebendaselbst: „Eine Flasche Wein an Jean Baptiste." Dieser Jean Baptiste soll ein damals lebender Kopenhagener Sprachmeister gewesen sein, der aber vom Dänischen herzlich wenig verstand; darum läßt sich Jeronimus den Brief seines Sohnes auch ins Deutsche übertragen, weil Jean Baptiste zwar Deutsch nur schlecht, aber Dänisch gar nicht versteht.

Seite 88. Ebendaselbst: „Mynheer Kalfs Sohn in Saardam." Dieselbe Geschichte mit demselben Manne hat auch Voltaire in seiner bekannten „Histoire de Pierre le Grand", T. II, ch. 7. Doch erschien das Voltaire'sche Werk erst 1759, nach Holbergs Tod, so daß also von einem Plagiat von Seiten des letzteren keine Rede sein kann. Ebenso wenig indessen hat Voltaire die Holbergsche Stelle gekannt; es war eben ein damals im Publikum verbreiteter Schwank, der gleichmäßig von Holberg wie von Voltaire benutzt ward.

Seite 90. Ebendaselbst, zweite Scene: „Beim starken Mann." Man braucht nicht gerade an den unter dem Namen des starken Mannes berühmten Herrn von Eckenberg zu denken, der allerdings um dieselbe Zeit in Kopenhagen war und hier als Komödiant, Seiltänzer, Luftspringer, Puppenspieler König Friedrich IV. dermaßen entzückte, daß er ihn, den ehemaligen Bernburger Sattlergesellen, in den Adelstand erhob; vielmehr führten diesen Namen des starken Mannes damals alle derartigen Künstler, ja in manchen Gegenden Deutschlands ist ihnen derselbe bekanntlich bis auf diese Stunde geblieben.

Seite 90. Ebendaselbst: „Er kann noch zeitig genug Hahnrei werden." Mit niedergeschlagenen Krämpen oder auch nur mit breitkrämpigem Hut zu gehen, galt zu Holbergs Zeit als

das sichere Merkmal eines Ehemannes, der „Hörner“ zu verstecken hatte; vgl. namentlich „Die Wochenstube“ in Bd. II. dieser Sammlung.

Seite 90. Ebendaselbst, dritte Scene: „Bei Monsieur Blondis.“ Blondis war der berühmteste Tänzer der Pariser Oper zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Der „bougre de pagrad“ ist vermuthlich verdorben aus pas grave, einer Erfindung des damaligen französischen Balletmeisters Marcell, durch den auch die Menuet in Aufnahme kam. Die gleich darauf erwähnte Christenbernikovstraße ist in Kopenhagen noch jetzt unter diesem Namen bekannt.

Seite 92. Ebendaselbst, vierte Scene: „Redete er mit Mosjö an.“ Diese Anrede war zwar in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Dänemark allgemein üblich, in Gesprächen wie in Briefen, wurde aber doch immer nur zwischen Gleichstehenden, nie gegen Höherstehende angewendet.

Seite 92. Ebendaselbst: „Ich werde ihn beim Rentamt unterbringen.“ Eine unter Friedrich IV. neuorganisirte Behörde, die aber in Wahrheit so wenig zu thun hatte, daß die meist jungen Beamten auf allerhand Thorheiten und lockere Streiche verfielen, was im Jahre 1728 sogar eine eigene Verordnung zur Folge hatte.

Seite 95. Ebendaselbst, fünfte Scene: „Fiol de Spang.“ Soll heißen Folie d'Espagne, ein damals sehr beliebter künstlicher Tanz.

Seite 108. Dritter Akt, erste Scene: „A la Bankbohrstraße.“ Vimmelskaft; noch jetzt eine der lebhaftesten Straßen im westlichen Theile der Hauptstadt, mit zahlreichen Kaufläden und Magazinen.

Seite 109. Ebendaselbst: „Bei Peche speisen.“ Peché (nicht Peche) hieß damals ein berühmter französischer Koch in Kopenhagen. Ueber den gleich darauf erwähnten Meister Jacob (ohne Zweifel ebenfalls eine historische Persönlichkeit) ist nichts Näheres bekannt.

Seite 112. Ebendaselbst, zweite Scene: „Südlich von Randers.“ Die Hauptstadt des gleichnamigen Amtes im Stifte Aarhus in Jütland.

Seite 115. Ebendaselbst, vierte Scene: „Du bist katholisch im Kopf geworden.“ Eine noch jetzt in Norddeutschland, namentlich in Pommern, Mecklenburg, Preußen &c. vielge-

brauchte Redensart; statt: „das ist zum Verrücktwerden", sagt man: „das ist zum Katholischwerden."

Seite 128. Vierter Akt, siebente Scene: „Auf dem Kieler Umschlag und dem Schnapsmarkt in Wiborg." Der Kieler Umschlag (Kieler Messe) ist noch jetzt berühmt, während wir vom Wiborger Schnapsmarkt (es ist natürlich nicht das bekanntere Wiborg in Finnland, sondern ein gleichnamiges Städtchen in Jütland gemeint) nichts weiter zu sagen wissen.

Seite 130. Fünfter Akt, erste Scene: „Thye, Bogöe." Zwei kleine jütische Städtchen; in Thye war der Historiker Gram, Holbergs gelehrter Nebenbuhler, geboren.

Seite 138. Ebendaselbst, fünfte Scene: „Brigitte Tott." Ein berühmter dänischer Blaustrumpf, besonders bekannt durch eine Uebersetzung des Seneca (oder, wie Marthe sagt, „Senecus"), die 1658 in prachtvoller Ausstattung zu Soröe erschien.

Jeppe vom Berge.

Dieses Stück schließt sich der Zeit seiner Entstehung nach unmittelbar an „Jean de France". Zuerst 1722 auf die Bühne gebracht, gehörte es von jeher zu den Lieblingsstücken des dänischen Publikums; in den 21 Jahren von 1748—1769 wurde es 32mal aufgeführt, eine Zahl, die außerdem unter allen Holbergschen Stücken nur noch von der „Maskerade", dem „Plutus" und dem „Mann, der keine Zeit hat" (Den Stundeslöse) erreicht ward, und auch in den nächstfolgenden 70 Jahren (von 1769—1838) ging es noch 66mal über die Breter. Den Stoff — es ist in der Hauptsache derselbe, der uns schon in dem Märchen vom erwachten Schläfer in 1001 Nacht begegnet und der dann in neuester Zeit dem Münchener Lustspieldichter F. von Plötz seinen allbeliebten „Verwunschenen Prinzen" lieferte — entnahm der Dichter, wie er selbst angiebt, der „Utopia" des Jesuiten Jacob Bidermann (geb. zu Ehingen in Schwaben 1579, gest. in Rom 1639), einer beliebten Anekdotensammlung des 17. Jahrhunderts, die auch zu Holbergs Zeit noch vielfach gelesen ward. Denselben Stoff hat bekanntlich auch Shakespeare in der Einleitung zu seiner „Zähmung der Widerspänstigen" benutzt; doch hat Holberg Shakespeare und somit auch die „Zähmung der

Widerspänstigen" gewiß nicht gekannt. Auch Christian Weise's (des sogenannten Schulmeisters von Zittau) Lustspiel „Von dem träumenden Bauern am Hofe Philippi Boni in Burgundien", welches ebenfalls denselben Stoff behandelt, war ihm ohne Zweifel unbekannt. Jedenfalls ist dasjenige, was dem Stücke seinen eigentlichen und unschätzbaren Werth verleiht, nämlich die Charakteristik des Jeppe, des nichtsnutzigen, faulen, versoffenen und dabei doch so grundehrlichen, gutmüthigen, treuherzigen seeländischen Bauern, Holbergs alleiniges und unbestrittenes Eigenthum. — Auf der deutschen Bühne des vorigen Jahrhunderts wurde das Stück als „Der betrunkene Kesselflicker" gegeben, bis dann zu Anfang des gegenwärtigen (im „Almanach dramatischer Spiele für 1805") Kotzebue den Versuch machte, es unter dem Titel „Der Trunkenbold" für den veränderten Geschmack der Zeit umzuarbeiten; doch ist die Bearbeitung vollständig mißlungen, hat auch, so viel uns bekannt, niemals das Licht der Lampen erblickt.

Seite 145. Erster Akt, erste Scene: „Herr Paul." Es war eine aus dem Mittelalter ererbte Sitte in Dänemark, die Prediger blos beim Vornamen, mit vorgesetztem „Herr" zu nennen, eine Auszeichnung, die ursprünglich nur dem Adel zukam.

Seite 145. Ebendaselbst: „Für Branntwein." Der Gebrauch des Branntweins war in Dänemark zuerst unter Friedrich III. (1648—1670) aufgekommen, angeblich durch die brandenburgischen und polnischen Hülfstruppen, verbreitete sich jedoch so rasch, daß schon 1689 königliche Verbote gegen das Branntweinbrennen auf dem Lande erlassen wurden, aber freilich auch vergeblich.

Seite 147. Ebendaselbst, dritte Scene: „Unter der Malicie." Die Landmiliz, die Jeppe hier meint, hatte laut königlicher Verordnung von 1701 eine Dienstzeit von sechs Jahren; wenn Jeppe also zehn Jahre diente, so waren daran entweder die kriegerischen Zeiten schuld, oder er hatte sich nach Ablauf seiner Dienstzeit auf weitere vier Jahre anwerben lassen. Im Uebrigen ist diese „Malicie" der ächte ursprüngliche „tappere Landsoldat", der neuerdings so viel von sich hat sprechen machen.

Seite 148. Ebendaselbst: „Ein anständiges Wachslicht gießen." Die Lichter für den Kirchendienst zu gießen, gehörte mit zu den Verrichtungen der damaligen Küster, eines Standes, dem Holberg, wegen der halben, oberflächlichen Bildung, die darin

herrschte, nicht besonders gewogen war und den er deshalb mit Vorliebe zur Zielscheibe seiner Neckereien machte.

Seite 150. Ebendaselbst, fünfte Scene: „Ein weißes Huhn und ein buntes Huhn." Dieser sowie den folgenden Stellen liegen Anklänge an wirkliche alte Volkslieder zu Grunde; daß mitten darunter auch Anakreons klassisches ἡ γῆ μέλαινα πίνει erscheint, ist ein ebenso wunderlicher wie charakteristischer Einfall. — Wenn übrigens Jeppe bei zunehmender Trunkenheit anfängt deutsch zu radebrechen, so erklärt sich das selbst für den jütischen Bauern hinlänglich aus dem Umstande, daß er ja zehn Jahre bei der „Malicie" gestanden, bei der, wie bei der ganzen dänischen Armee, das Commando damals deutsch war; der Uebersetzer hat sich durch Plattdeutsch und sonstiges verdorbenes Deutsch zu helfen gesucht.

Seite 152. Ebendaselbst, sechste Scene: „So lang' ich trinke, kannst Du mir doch borgen." Das zu Grunde liegende dänische Sprüchwort heißt: „So lange einer am Glase Bier trinkt, kann man es ihm schon borgen."

Seite 153. Ebendaselbst: „Als Du bei Wismar wegliefst." Er meint ohne Zweifel die Eroberung Wismars durch die Dänen im Jahre 1716. Die kurz zuvor erwähnte Schlacht soll allem Vermuthen nach die Schlacht bei Gadebusch 1712 (im Kriege zwischen Dänemark und Schweden) sein.

Seite 169. Dritter Akt, erste Scene: „So müßt Ihr es mir des Morgens wiederbringen." Aehnliche Abmachungen, so wunderlich sie sich jetzt anhören, waren doch bei der maßlosen Trunksucht, die damals in Dänemark, ähnlich wie in Deutschland, Polen und Rußland herrschte, selbst in den vornehmsten Kreisen, gar nichts Seltenes; auch große Herren, wenn sie inter pocula saßen, bedangen sich vorher aus, daß, was sie etwa im Rausch verschenken oder weggeben würden, in der Nüchternheit nicht gelten solle, und es wurde als ein nicht eben rühmlicher Zug notirt, als im Jahre 1648, also noch in Holbergs Jugend, der Generalmajor Jochem Schack auf Sneum seinen Gast, den Rector G. N. Seerup von Ribe, unter dem Trinken beredete, auf gewisse Abgaben zu verzichten, welche das Gut Sneum der Schule zu Ribe zu leisten hatte, und diese Verzichtleistung auch späterhin, da des Rectors Rausch verflogen war, wirklich aufrecht erhielt.

Seite 170. Ebendaselbst: „Wie Abner, der kam auch zu Roland." Eine Vermischung biblischer Erinnerungen mit den

Reminiscenzen des Volksbuchs; in ähnlicher Art bezeichnet Jeppe späterhin Abraham und Eva als das erste Menschenpaar.

Seite 178. Vierter Akt, sechste Scene: „Obschon der Missethäter.“ Der Dichter spielt hier auf ein Ereigniß an, das sich kurz zuvor in Kopenhagen zugetragen und großes und nicht eben günstiges Aufsehen erregt hatte.

Seite 187. Fünfter Akt, vierte Scene: „Von verschiedenen Vogel Greifs.“ Holberg hat hier einen vortrefflichen, vielleicht dem Rabelais nachgebildeten Ausdruck, der noch jetzt in Dänemark für untergeordnete Polizei- und Gerichtsdiener oder überhaupt für unbekannte, zweideutige Menschen in Gebrauch ist: Gripomaenus. Der Ursprung vom französischen griper, gripper ist unverkennbar; der Ausdruck bei Rabelais heißt Grippeminaud.

Seite 190. Ebendaselbst, siebente Scene: „Cajus, Phalaris.“ Cajus ist der durch seine an Aberwitz streifende Grausamkeit bekannte Kaiser Caligula; Phalaris und sein angeblich glühender Stier sind noch jetzt auch bei uns in Deutschland sprüchwörtlich.

Inhalt.

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.